

Zhenguang Cam

Die Volksschule in der Basler Landschaft am
Ende des 18. Jahrhunderts

Die Schule zwischen Ancien Régime und der Moderne

Lizentiatsarbeit in Schweizer Geschichte vor 1800
bei Prof. Dr. Heinrich Richard Schmidt, Bern im Oktober 2008

Inhaltsverzeichnis

Teil I: Einleitung	6
1. Fragestellung und Ziel	7
2. Forschungsstand	7
2.1. Die Schulgeschichte der Schweiz	7
2.2. Die Schulgeschichte in Basel	8
3. Die Hauptquellen der Untersuchung	9
3.1. Die Enquete von 1798	9
3.2. Die Examinationsliste von 1799	11
4. Methodisches Vorgehen	12
Teil II: Die Basler Landschaft	14
1. Das Gebiet der Untersuchung	14
1.1. Benken	16
1.2. Binningen	17
1.3. Bottmingen	18
1.4. Münchenstein	19
1.5. MuttENZ	20
1.6. Pratteln	21
2. Die Lebensweise in der Landschaft	21
2.1. Die Struktur der Landschaft und die Beziehung der Landschaft zur Stadt Basel	21
2.2. Die Gemeinde und ihre Einwohner	22
2.3. Die gesellschaftliche Gliederung	23
3. Die wirtschaftliche Entwicklung	25
3.1. Einschlagsbewegungen und Agrarrevolution	25
3.2. Die Protoindustrie	25
3.3. Die Auswirkungen der Agrarreformen und der Protoindustrie auf das Schulwesen	26
4. Die politische Konstellation	27
4.1. Die politische Gliederung	27
4.2. Territorien, Grenzen und politische Zugehörigkeiten	28
5. Die politische Entwicklung ab 1789 bis zur Bürgerlichen Revolution im Jahr 1798	29
5.1. Basel zwischen 1789 bis 1795	29
5.2. Fortschritte im Ancien Régime bis 1798	30

5.3. Die Verhandlungen in Paris	31
5.4. Die Basler Revolution im Jahre 1798	32
5.5. Basels Eingliederung in die Helvetische Republik	33
Teil III: Die Kirche und die Schulorganisation	35
1. Basel und die Kirche	35
2. Die Pfarrer in der Landschaft	36
3. Die Kirche und ihre Volksschulen	37
4. Das Abendmahl	38
Teil IV: Der Stand der Schule in der Basler Landschaft	40
1. Schulen und Schulhäuser	40
1.1. Der Unterschied zwischen Schule und Schulhaus	40
1.2. Ergebnisse aus der Enquete	40
2. Die Schulzeit	42
2.1. Aspekte der Schulzeit	42
2.2. Ergebnisse aus der Enquete	42
3. Die Lehrer	43
3.1. Die Anforderungen an den Lehrer	44
3.2. Die Besoldung	45
3.3. Die Wohnung des Lehrers	46
4. Die Kinder im 18. Jahrhundert	46
4.1. Erziehung und Kindheit	47
4.2. Kinder in Armut und Krankheit	48
4.3. Die Beziehung der Kinder zur Religion	49
5. Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule	50
5.1. Ergebnisse aus der Enquete	51
5.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste	52
6. Die Nacht- und Nebenschulen	53
6.1. Die Entwicklung der Nachtschule zu einer festen Institution	53
6.2. Hinweise zu den Nachtschulen in der Enquete	54
6.3. Die Bedeutung der Nachtschule	56
7. Der Schulbesuch	56
7.1. Ergebnisse aus der Enquete: anwesende Schülerinnen und Schüler	57
7.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste	61

8. Die Schulbücher	62
8.1. Die Bedeutung der Schulbücher	62
8.2. Ergebnisse aus der Enquete	63
9. Die Schulfächer	65
10. Lesen	66
10.1. Alphabetisierung und die Kirche	66
10.2. Lesen und Vorlesen im 18. Jahrhundert	67
10.3. Ergebnisse aus der Enquete	68
10.4. Ergebnisse aus der Examinationsliste	69
10.5. Lesen von handgeschriebenen Texten	74
11. Schreiben	77
11.1. Lesen und Schreiben im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext	77
11.2. Ergebnisse aus der Enquete	79
11.3. „Auswendig schreiben“: Diktate	79
11.4. Ergebnisse aus der Examinationsliste	80
12. Rechnen	83
12.1. Ergebnisse aus der Enquete	84
12.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste	86
13. Singen	88
13.1. Die Bedeutung des Singens	88
13.2. Ergebnisse aus der Enquete	88
Teil V: Die Entwicklung nach 1798	91
1. In der Schweiz	91
2. In Basel	92
Teil VI: Fazit	94
1. Der Schulbesuch	94
2. Der Unterricht	95
3. Fortschritte im Schulwesen	96

Teil VII: Bibliographie	98
1. Quellen	98
2. Literatur aus dem Internet	98
3. Literatur	99
Teil VIII: Anhang	103
1. Kartenverzeichnis	103
2. Tabellenverzeichnis	104

Teil I: Einleitung

Das Jahr 1798 sticht durch mehrere Grossereignisse hervor, welche die Eidgenossenschaft nachhaltig prägten: Verschiedene Feldzüge Napoleons fanden ebenso zu dieser Zeit statt wie die Gründung der Helvetischen Republik, ausserdem bestand die Französische immer noch. Noch vor der Gründung der Helvetischen Republik kam in Basel die Bürgerliche Revolution zustande. Inmitten dieser politischen Wirren strebten einige Basler Bildungsbürger unmittelbar nach der Basler Revolution eine Bildungsreform an. Der Zeitpunkt dafür kam in Anbetracht der instabilen Situation überraschend, aus der Sicht der revolutionären Bürger erschien die Instabilität in Basel jedoch ideal, um neue Projekte zu lancieren und das alte System abzuschaffen. Die Volksschulbildung nahm in dieser Überlegung einen prominenten Platz ein, denn sie stand bis vor der Basler Revolution unter der Aufsicht der Kirche und galt als eine Institution des Ancien Régime.

Die Lizentiatsarbeit setzt sich mit den Volksschulen in der Basler Landschaft auseinander. Ich behandle das Thema jedoch auch im Kontext der allgemeinen Schweizer Schulgeschichte. Meine Arbeit befasst sich mit der Enquete zu den Volksschulen in der Basler Landschaft.¹ Eine Enquete ist in der Regel eine amtliche Untersuchung und hat die Form einer Umfrage. Sie wurde im März 1798 erstellt und umfasste über 40 Schulgemeinden und über 300 Seiten handgeschriebene Antworten. Meine Untersuchung konzentriert sich auf den Unterricht: Die Umfragen enthielten nicht nur formale Antworten zu den verschiedenen Fächern, zu den Lehrmitteln und zur Schuldauer, sondern boten den für die Schule verantwortlichen Pfarrern und Lehrern auch die Möglichkeit, die Missstände aufzuzeigen und zu kritisieren. Meine Analyse setzt sich zum Ziel, nicht nur der Zustand der öffentlichen Schulen in der Landschaft in diesem Jahr zu rekonstruieren, sondern mit Hilfe der Resultate aus der Enquete die Schulentwicklung vom Anfang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu erklären. Diese Resultate stelle ich auch im Kontext der Schulentwicklung nach der Jahrhundertwende.

Viele Personen halfen mir, mit dieser Lizentiatsarbeit zu beginnen, sie auf die interessanten Fragestellungen hin zu lenken und schliesslich, sie fertig zu stellen: Bedanken möchte ich mich hierfür bei Professor Heinrich Richard Schmidt, der mich bei dieser Arbeit begleitete und mir stets bei schwierigen Fragen Hilfe bot; bei Professor André Holenstein, der mit Professor Schmidt das Kolloquium für angehende Lizentiatsarbeiten und Dissertationen zur Schweizer Geschichte führte und uns Studierenden damit eine Diskussionsmöglichkeit zu unserer Arbeit offeriert hat; bei den vielen Mitwirkenden des Kolloquiums, die mich nicht nur mit Ratschlägen zu meiner Arbeit unterstützt haben, sondern mich auch anhand von Fragen dazu gebracht haben, meine Forschung kritisch zu betrachten und zu verbessern.

Ebenso möchte ich mich sowohl bei meinen Freunden Fabian Leuthold, Carole Patry und Dr. Judith Hangartner als auch bei meinem Bruder Peter Cam bedanken, die sich die grosse Mühe gemacht haben, meine Arbeit zu lesen, zu korrigieren und mir wichtige Inputs zu geben.

¹ StABL AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über die Schulen in der Landschaft.

1. Fragestellung und Ziel

Mit meiner Lizentiatsarbeit möchte ich einen Beitrag zur Forschung der Schulgeschichte leisten. Dem Vorschlag von Herrn Professor Schmidt folgend, untersuchte ich die Basler Schulen in der Landschaft. Dabei beschränkte ich mich vorwiegend auf die ersten Jahre der Helvetik, um die Untersuchung zeitlich und thematisch so zu begrenzen, dass ich sie im Rahmen einer Lizentiatsarbeit durchführen konnte.

In meiner Arbeit beschäftige ich mich vor allem mit der folgenden Hauptfragestellung:

- Wie entwickelte sich das Schulwesen des Ancien Régime zu jenem der Aufklärung vor der Jahrhundertwende?

Um dieser Frage nachgehen zu können, versuche ich auch folgende Teilfragestellungen zu beantworten:

- Welchen Stellenwert besass die Schule im Ancien Régime? Und wie sahen die Anhänger der Aufklärung die Schule?
- Was kritisierten die Aufklärer und die Schulverantwortlichen am Schulwesen? Welche Vorschläge brachten sie zur Verbesserung der Schule ein?
- Wer hatte Einfluss auf die Schule und wie wurde die Verantwortung über die Schulen nach der bürgerlichen Revolution umverteilt?
- Was lernten die Kinder in der Schule und wie gut waren sie ausgebildet?
- Wie lässt sich die Qualität der damaligen Schule feststellen und wie die Bildung angemessen beurteilen?

2. Forschungsstand

2.1. Die Schulgeschichte in der Schweiz

Wie bereits erwähnt, setzt sich meine Lizentiatsarbeit zwar vorwiegend mit den Volksschulen in der Basler Landschaft auseinander, steht jedoch auch im Kontext der allgemeinen Schweizer Schulgeschichte. Die Geschichtsforschung zum Schulwesen brachte in den letzten zwanzig Jahren viele Arbeiten hervor: Alfred Messerli untersuchte in seinem Werk „Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz“, wie das Lesen und Schreiben nicht nur während dieser Zeit an Popularität gewann, sondern auch andere Formen annahm.² Mehrere Forschungen zum Bildungswesen befassen sich mit der Säkularisierung: Martin Annen analysierte die Schulen im Kanton Schwyz, um die Säkularisierung im 19. Jahrhundert begründen zu können.³ Ines Eigenmann nutzte die konfessionellen Gegebenheiten in den Thurgauer Distrikten Tobel und Frauenfeld, um die katholischen und protestantischen Schulen zu vergleichen.⁴ Auch die Genderforschung befasste sich mit der Schulgeschichte der Frühen Neuzeit. Johanna Hopfner schrieb zum Beispiel über die Mädchenerziehung um 1800.⁵ In den letzten Jahren erschienen verschiedene Lizentiatsarbeiten zur schulgeschichtlichen Forschung, wie zum Beispiel jene von Jens Montandon und Yvonne Pfäffli: Während Montandon

² Messerli, Lesen und Schreiben.

³ Annen, Säkularisierung.

⁴ Eigenmann, Tobel: 113 – 128.

⁵ Hopfner, weibliche Bildung.

eine Arbeit über die Berner Schulwirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts schrieb⁶, befasste sich Pfäffli mit den Lehrmitteln des Kantons Bern in einem Zeitraum zwischen dem Ende des Ancien Régimes bis Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁷ Meine Lizentiatsarbeit bezieht sich in mehreren Teilen auf diese beiden Arbeiten.

Das zweibändige Werk „Die Geschichte der Erziehung und Schule in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert“ bildet eine umfassende Darstellung der Schulgeschichte, allerdings geht es – wie der Titel bereits festhält – nicht auf das 18. Jahrhundert ein.⁸ Grundsätzlich fehlt ein Überblickswerk für die Zeit vor 1800 in der Geschichtsforschung zu Volksschulen.⁹ Für die Zeit der Helvetik bietet sich die umfangreiche Schulumfrage von Philipp Albrecht Stapfer an, der als Bildungsminister weitreichende Schulreformen ausarbeiten wollte und deshalb mit Hilfe der Umfrage Informationen zu den Schulverhältnissen in der alten Eidgenossenschaft sammelte. Verschiedene Autoren wie Eigenmann nutzten diese 1799 erstellte Quelle für ihre Forschungen, eine gesamtheitliche Bearbeitung der Stapferumfrage fehlt jedoch bis zum jetzigen Zeitpunkt.

2.2. Die Schulgeschichte in Basel

Die Basler Bildungsgeschichte zählt nur wenige Werke auf. Mehrere Autoren untersuchten die städtischen Schulanstalten in ihrer geschichtlichen Entwicklung: Elisabeth Flueler behandelte die städtische Mädchenbildung, die bereits im 16. Jahrhundert gegründet wurde¹⁰ und erst nach 1945 nicht mehr existierte.¹¹ Zur Geschichte des Gymnasiums verfasste Theophil Burckhardt-Biedermann ein über 300 Seiten dickes Buch, jedoch stammt es noch aus dem 19. Jahrhundert.¹²

Während zu den Schulen in der Basler Stadt einige ausführliche Werke erschienen sind, wurden bisher sehr wenige Bücher zu den Schulen in der Landschaft publiziert. In meiner Lizentiatsarbeit beziehe ich mich an mehreren Stellen auf die Arbeit von Eduard Zingg, der im Wesentlichen auf die Enquete von 1798 einging.¹³ Seine Arbeit verfasste er im Jahr 1898 und sie blieb bisher die einzige, auf die ganze Landschaft bezogene Untersuchung, die sich auf die Zeit der Helvetik bezieht. Auf einem grösseren Zeitraum bezog sich die Darstellung von Johann Wahrmond Hess: Sein Werk hat den Titel „Geschichte des Schulwesens der Landschaft Basel bis 1830“ und umfasst die Entwicklung des Schulwesens von 1524 bis 1830. Es erschien im Jahr 1894. Eine Darstellung zu den Schulen in der Landschaft nach 1830 schrieb Markus Locher.¹⁴ Karl Gauss beschäftigte sich mit der Schulgeschichte von Liestal und veröffentlichte seine Untersuchung bereits im Jahr 1918.¹⁵ Neuere umfangreiche Werke sind mir bisher nicht bekannt.

⁶ Montandon, Schulwirklichkeit.

⁷ Pfäffli, Schulbücher.

⁸ Grunder, Erziehung.

⁹ Criblez, Situation und Entwicklung.

¹⁰ Flueler, Mädchenbildung: 11.

¹¹ Flueler, Mädchenbildung: 85.

¹² Burckhardt-Biedermann, Gymnasium.

¹³ Zingg, Schulwesen.

¹⁴ Locher, Verstand.

¹⁵ Gauss, Liestal.

3. Die Hauptquellen der Untersuchung

Diese Arbeit stützt sich vorwiegend auf zwei Quellen: die Enquete aus dem Jahr 1798 und die Examinationsliste aus dem Jahr 1799. Für die Untersuchung eignen sich diese zwei Quellen deshalb, weil sie nützliche Informationen zum Unterricht und zu den Leistungen der Schülerinnen und Schüler liefern. Ausserdem enthüllen sie auch die Struktur der damaligen Schule, die sich von der Zielsetzung her noch im Ancien Régime befand und nach dem Machtwechsel im Jahr 1798 reformiert werden sollte.

3.1. Die Enquete aus dem Jahr 1798

Das Aktenmaterial berichtet über den Stand des Schulwesens auf der Basler Landschaft und stammt aus dem Jahre 1798, nur wenige Wochen nach der Basler Revolution.¹⁶ Nach der Einschätzung von Eduard Zingg handelt es sich um „Berichte, die älter und weit reichhaltiger sind, als diejenigen, welche im Jahre 1799 der helvetische Minister Stapfer einforderte.“¹⁷ Die Umfrage war die erste Handlung des neuen Erziehungskomitees, das mit Schulreformen die bürgerliche Revolution festigen wollte und sich nicht vor neuen Methoden scheute, weshalb es unter anderem Pestalozzi als Ratgeber beauftragte.

In der Landschaft Basels existierten zwei verschiedene Arten von öffentlichen Schulen: Die sogenannte Deputatenschule erhielt Unterstützung von der Obrigkeit, während die vom Staat wenig bis gar nicht unterstützten Schulen als „Bauerschulen“ bezeichnet wurden. In der Landschaft zählte die Mehrheit der Schulen zu dieser zweiten Art.¹⁸ Meine Lizentiatsarbeit untersucht vor allem diese Volksschulen, da die Mehrheit der Kinder diese Art der Schule besuchte.

Das Erziehungskomitee stellte eine Umfrage mit 31 Fragen auf und unterteilte sie in sechs Kategorien: der Zustand des Schulhauses, der Schulmeister als Person und als Lehrkraft, die Schule als Institution, der Unterricht, die Schüler und Schülerinnen, und – als letzte Kategorie – die Oberaufsicht. Die ersten drei Fragen betrafen den Zustand des Schulhauses und waren allgemein gehalten – zum Beispiel, ob die Schulstuben für den Unterricht bequem eingerichtet seien. Danach gab der Schreiber Auskunft über den Schulmeister, und zwar nicht nur über seine Fähigkeiten als Lehrer, sondern auch über die Art des Lohnes, über seine Wohnung und seine Integration in der Gemeinde. Das Schulkomitee fragte die Schulgemeinde in der Kategorie „Schule“ über die Schulzeiten und über die Möglichkeiten der Schulen, das heisst, ob die Gemeinde Nacht-, Sonntags-, und Sommerschulen anbot.

Die konkret gestellten Fragen lauten wie folgt:

Schulhaus.

1. Ob jede Schule ihr eigenes Schulhaus habe?
2. Ob die Schulstuben für den Unterricht bequem eingerichtet seyen?
3. Wie für das Holz zur Heizung der Schulstube gesorgt werde?

¹⁶ StABL AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über die Schulen in der Landschaft.

¹⁷ Zingg, Schulwesen: 3.

¹⁸ Zingg, Schulwesen: 16.

Schulmeister.

4. Ob der Schulmeister von den HH. Deputaten gesetzt, oder ob er ein Landbürger sey und wie er erwählt worden?
5. Wie alt derselbe sey?
6. Ob er zu seinem Amte tüchtig sey, besonders für den Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen?
7. Ob er das Zutrauen der Gemeinde besitze?
8. Wie sein Wandel beschaffen sei?
9. Worin sein Einkommen bestehe?
10. Ob er freye Wohnung habe?
11. Ob er neben seinem Schuldienst etwa auch Siegrist, Organist, oder Vorsinger sey, und worin sein Einkommen in dieser Rücksicht bestehe?
12. Wie viel die Eltern für jedes Kind Schullohn bezahlen müssen?
13. Ob für die armen Schüler von den Hochheiligen Deputaten oder aus dem Armenseckel etwas bezahlt werde, und wie viel ein Jahr ins andere gerechnet?

Schule.

14. Ob eine oder mehrere Schulen in der Gemeinde seyen?
15. Ob Sommer und Winter Schule gehalten werde?
16. Ob im Sommer Sonntagsschulen gehalten werden?
17. Ob im Winter Nachtschulen gehalten werden?
18. Wie viele Stunden vor- und nachmittags Schule gehalten werde?

Verrichtungen in der Schule.

19. Wie die Stunden eingetheilt werden?
20. Was in der Schule neben Lesen und Schreiben gelernt wird? Nämlich
21. Ob auswendig geschrieben (diktiert) wird?
22. Ob Rechnen gelehrt wird?
23. Ob Singen?
24. Ob auswendig gelernt wird und was?
25. Wie die Aufsicht über die Sitten, die Aufführung und die Reinlichkeit der Kinder beobachtet worden sey?

Schüler.

26. Wie viele Kinder vom 6ten bis zum 14ten Jahr in dem Orte seyen?
27. Wie viel davon die Schule besuchen?
28. Wie lange sie die Schule besuchen und ob es etwa üblich, dass die Kinder sehr frühe, sobald sie zur Nothdurft lesen können, der Schule entlassen werden?
29. Ob die jungen Leute, welche schon zum Abendmahl gegangen, grösstentheils fertig lesen und schreiben können?“

Oberaufsicht.

30. Was der Geistliche selbst bey dem Schulunterricht, sowohl in Aufsicht als in Mithülfe geleistet habe?¹⁹
31. Was zur bessern Aufnahme der Schule vorzüglich zu wünschen wäre?¹⁹

Das Erziehungskomitee forderte zunächst von den Gemeinden, diese Fragen innert 14 Tagen zu beantworten. Schliesslich verlängerte es die Frist bis Ende März, weil das Komitee einsah, dass ausführlichere Berichte dienlicher waren.²⁰ Umfangreiche Antwortbögen umfassen bis zu zehn Seiten.

Meine Untersuchung konzentriert sich vorwiegend auf die Bereiche „Verrichtungen in der Schule“ und „Schüler“, weil die Mitglieder des Komitees und Schulreformer wie Pestalozzi vor allem den Unterricht kritisierten. Gewiss sahen sie auch in anderen Bereichen viele Mängel, wie zum Beispiel die zu kleinen Schulräume und die überforderten, didaktisch nicht fertig ausgebildeten Lehrer. Diese Bereiche bleiben in der Untersuchung deshalb nicht unbeachtet. Um die Lizentiatsarbeit jedoch thematisch vernünftig eingrenzen zu können, lege ich den Fokus verstärkt auf die Fragen 19 bis 29. Ausserdem bietet diese Eingrenzung die Möglichkeit, die Enquete mit der Examinationsliste aus dem Jahre 1799 zu vergleichen.

3.2. Die Examinationsliste aus dem Jahre 1799

Der Titel dieser Quelle lautet „Die Examinationsliste der Schulen zu Binningen, Bottmingen, Benken-Biel, Pratteln, Muttenz und Mönchen“ und wurde im Jahr 1799 erstellt.²¹ Sie enthält nicht nur Namen und Noten von mehreren Schülerinnen und Schülern aus den sechs genannten Orten, sondern auch Stundenpläne. Die Lehrer verteilten Noten in maximal sieben Fächern: im ABC-Lesen, im Buchstabieren, sowohl im Lesen von gedruckten als auch von handgeschriebenen Texten, im Schreiben, im Rechnen und schliesslich im Fleiss oder in der Aufführung. Das ABC-Lesen unterschied sich vom Buchstabieren darin, dass die jüngsten Kinder das Alphabet als solches lernten und nicht wie die Buchstabierer Wörter zu buchstabieren versuchten. Die Note „1“ ist der beste, „5“ der schlechteste Wert. In Basel verzichteten die Lehrer jedoch darauf, schlechtere Noten als die „3“ zu vergeben, und schrieben stattdessen auf dem Rand, die Kinder seien noch zu jung oder zu schwach in diesem Fach.

Die Examinationsliste ermöglicht den Leserinnen und Lesern, die Aufteilung der Schülerinnen und Schüler in Lerngruppen zu sehen: Jüngere Kinder lernten das Buchstabieren, ältere hingegen das Lesen von gedruckten Schriften und einige noch das Lesen von Handschriften. Dabei durfte sich ein Kind damals nicht gleichzeitig im Buchstabieren und Lesen üben.

Diese Untersuchung nutzt die detaillierte Auskunft der Leistungen für die Berechnung der Notendurchschnitte sowie der prozentualen Aufteilung der Schulkinder, die in einem bestimmten Fach unterrichtet wurden. Diese Berechnungen bilden einen wesentlichen Part im vierten Teil dieser Lizentiatsarbeit und lassen sich gut mit den Ergebnissen aus der 1798er Schulenquete verbinden. Neben dieser

¹⁹ StABL AA 1012, 07.01.01. S. 1-3: 1798 – Bericht über die Schulen in der Landschaft.

²⁰ Zingg, Schulwesen: 9.

²¹ StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.

Examinationsliste existiert zu den öffentlichen Schulen noch eine Tabellensammlung, die aus dem gleichen Jahr stammte wie die Schulenquete.²² Diese Tabellensammlung bietet wie die Examinationsliste Bewertungen der Schulkinder und wurde in meiner Untersuchung aus zeitlichen und arbeitstechnischen Gründen nicht berücksichtigt. Anders als die Examinationsliste standen auf der Tabellensammlung jedoch keine Schulnoten, sondern schriftlich formulierte Bewertungen. Die Examinationsliste eignet sich deshalb für Berechnungen der Notendurchschnitte wesentlich besser.

4. Methodisches Vorgehen

Im zweiten Teil der vorliegenden Arbeit erörtere ich die Entwicklung der Basler Landschaft im 18. Jahrhundert: Die Gesellschaft, die Wirtschaft und die Politik befanden sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einem raschen Wandel. Die Schule galt im Ancien Régime als eine Institution der Kirche und war für die religiöse Erziehung der Kinder verantwortlich. Die Kirche kontrollierte zwar das Schulwesen und übte dadurch einen grossen Einfluss aus, was die öffentliche Bildung der Kinder betraf; aber auch die Wirtschaft, die städtische Regierung und die Dorfbewohner gestalteten das Schulwesen mit. Mit der Aufklärung gelangte die Schulbildung in den Fokus der Bürgerlichen und erhielt während der bürgerlichen Revolution eine staatstragende Rolle zugeschrieben. In diesem Teil möchte ich deshalb die Bedeutung der Schule im damaligen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext darstellen, um die Ergebnisse der Quellenstudie im vierten Teil dieser Arbeit angemessen bewerten zu können.

Der dritte Teil stellt die Schulorganisation in der Basler Landschaft vor, wie sie damals im Ancien Régime galt. Bei dieser Darstellung möchte ich den Einfluss der Kirche auf die Schule beschreiben. Der Pfarrer hatte als Vertreter der Kirche die zentrale Verantwortung über das Schulwesen: Als Vorgesetzter des Lehrers konnte er sich in Schulfragen bestens aus und war deshalb die Ansprechperson der neuen Basler Regierung, als sie die Umfrage im Februar 1798 an die Gemeinden schickte. Auch der dritte Teil stellt den Kontext des Schulwesens vor, jedoch geht er spezifischer auf die Schulbedingungen ein.

Der vierte Teil bildet den Hauptteil der Untersuchung: Hier stelle ich einerseits die Situation der Schule im Jahr 1798 sowie die verschiedenen Schulfächer dar, andererseits präsentiere ich hier die Auswertung der Enquete und der Examinationsliste. Diese beiden Quellen stelle ich weiter unten vor. Dabei vergleiche ich die bisherige Forschungsmeinung mit den Resultaten der Untersuchung. Die Antworten und Daten der beiden Hauptquellen werte ich vorwiegend empirisch aus, jedoch stelle ich auch einzelne Antworten aus der Enquete in einem sinnvollen Zusammenhang dar. Mit Hilfe dieser Resultate rekonstruiere ich das Schulwesen am Ende des 18. Jahrhunderts. Da die bisherigen Untersuchungen zu den Basler Landschulen sich vor allem auf selektierte Aussagen stützen, bietet meine empirische Analyse neue Sichtweisen auf das Schulwesen der Basler Landschaft.

Im fünften Teil beschreibe ich die Entwicklung der Schule nach dem Zeitraum, in dem die Enquete und die Examinationsliste erstellt wurden. Diese Darstellung geht bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und umfasst die Epochen Helvetik und

²² StABL, AA 1013, 24, B (I), 5.9.2003/fa: 1798 – Tabellen über die Landschulen des Kantons Basel.

Restauration. Zu diesem Teil gehören sowohl die Veränderungen im Schulwesen unter den neuen politischen Gegebenheiten als auch die immer noch bestehenden Schwächen der Schule. Damit möchte ich zeigen, welche Elemente des Ancien Régime die Schule effektiv in ihrer Entwicklung bremsten, und welche Hindernisse nicht von der früheren Regierung und der Kirche verursacht wurden. Auch dieser Teil dient der Kontextualisierung.

Im Fazit fasse ich die Resultate der Untersuchung zusammen und stelle sie in einem einleuchtenden Zusammenhang auf.

Teil II: Die Basler Landschaft

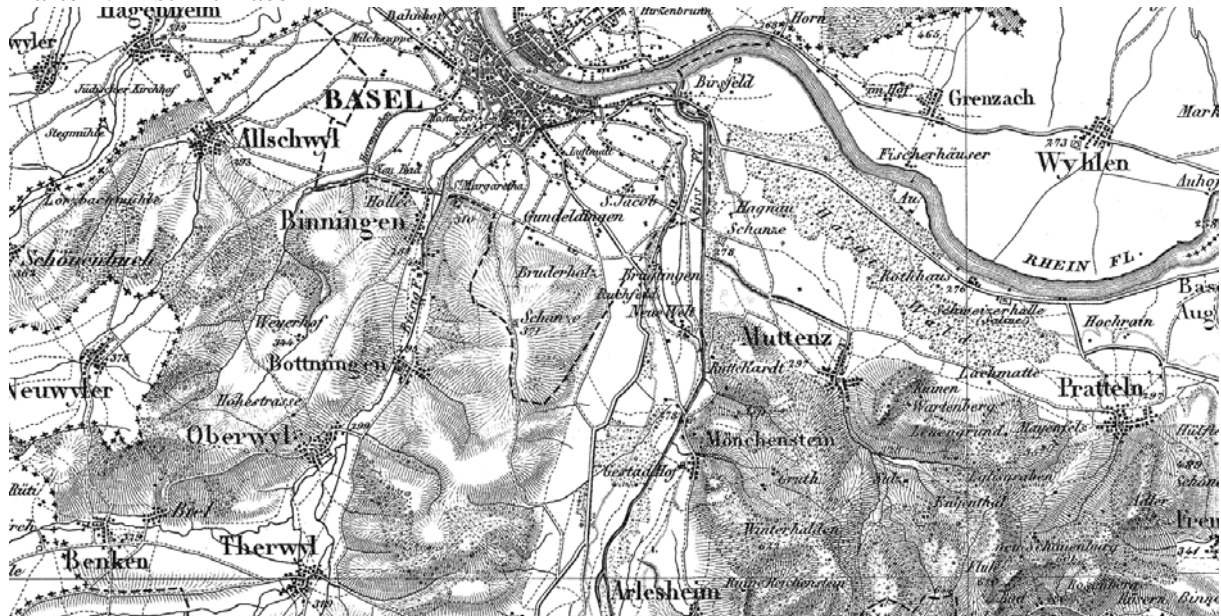
1. Die Basler Landschaft – das Gebiet der Untersuchung

Die Untersuchung beschränkt sich räumlich auf die Basler Landschaft. Was das Schulwesen betraf, hatte die Stadt Basel eine gänzlich andere Struktur als jene der ländlichen Gemeinden: Nicht nur konnten die besser gestellten Familien ihre Töchter in die Mädchenschule schicken, die nach der Darstellung von Elisabeth Flueler bereits im 16. Jahrhundert gegründet wurde.²³ Auch eine Institution wie das Gymnasium gehörte bereits seit 1589 zur Stadt Basel. Berühmt war die Stadt auch für die Universität und deren weitreichende Traditionen, die auf das 15. Jahrhundert zurückgingen.

Da diese Lizentiatsarbeit sich auf das öffentliche Schulwesen konzentriert, bildeten die Schulen in den Gemeinden der Basler Landschaft eine gute Grundlage für vergleichende Studien zu den Volksschulen. Die Stadt mit ihrem ausgebauten Angebot an Privatschulen und höheren Bildungsinstitutionen passte hingegen nicht ins Bild.

Von den vielen Ortschaften in der Basler Landschaft behandelt die vorliegende Arbeit sechs Gemeinden mit besonderer Aufmerksamkeit: Benken, Binningen, Bottmingen, Münchenstein, Muttenz und Pratteln. Diese sechs Orte gehörten zum Amt Münchstein und finden sowohl in der Enquete von 1798 als auch in der Examinationsliste von 1799 Erwähnung, deshalb verdienen sie eine eingehende Betrachtung.

Karte 1: Distrikt Basel²⁴

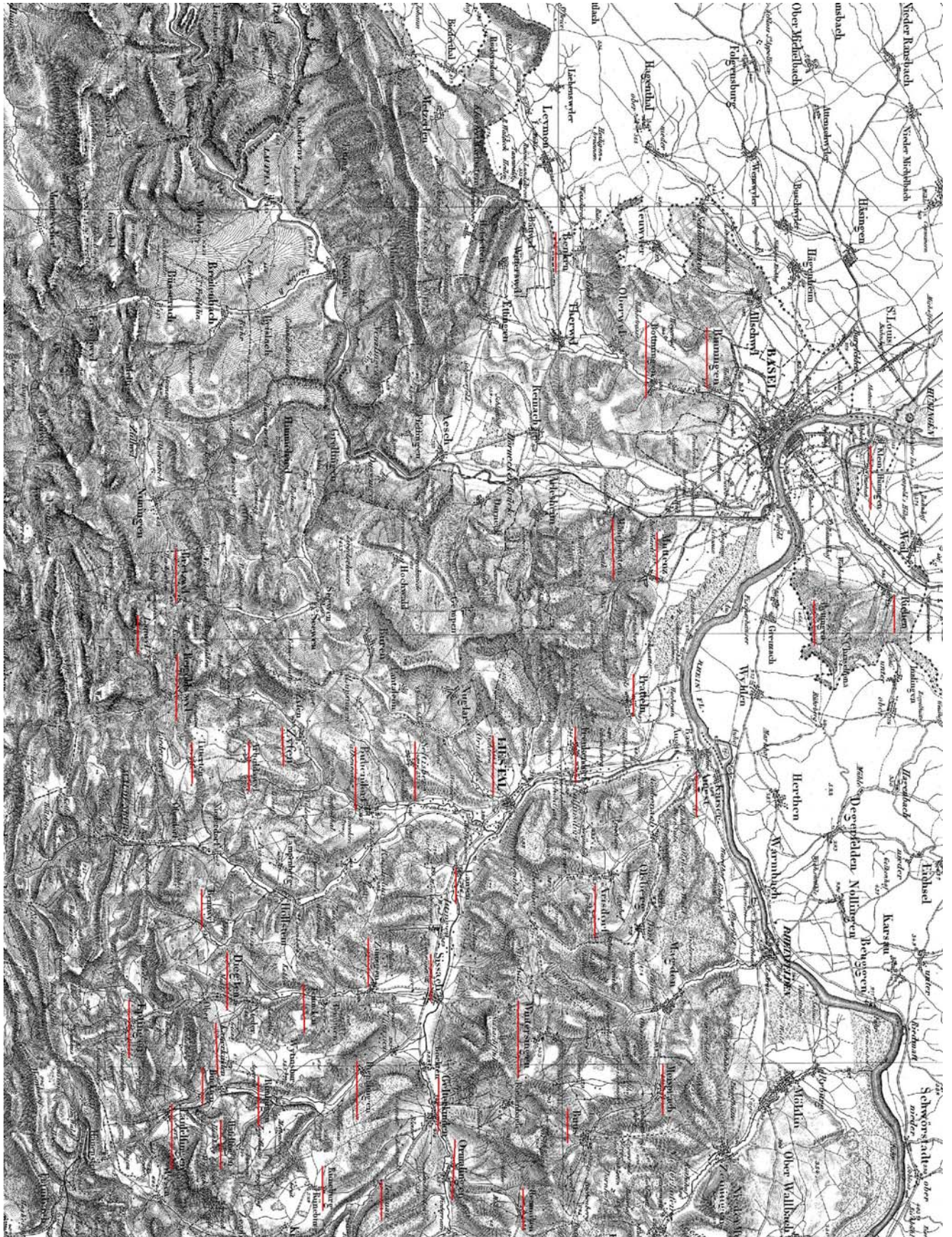


Auf der ersten Karte sind die Stadt Basel und die sechs Dörfer Benken, Binningen, Bottmingen, Münchenstein, Muttenz und Pratteln, abgebildet. Das Amt Münchenstein hiess in der Helvetik „Distrikt Basel“.

²³ Flueler, Mädchenbildung: 11-12.

²⁴ Bundesamt für Landestopographie, Dufour Map. Kartografie einst und jetzt, Wabern 2008.

Karte 2: Die Basler Landschaft²⁵



²⁵ Bundesamt für Landestopographie, Dufour Map. Kartografie einst und jetzt, Wabern 2008.

Die zweite Karte zeigt die Basler Landschaft sowie die Stadt Basel und stammt wie die erste Karte aus einer elektronisch erfassten Version der Dufour-Karte.²⁶

1.1. Benken

Karte 3: Benken und Biel²⁷



Seit der Reformation bildete Benken mit der Basler Gemeinde Biel eine gemeinsame Bürger-, Schul- und Kirchgemeinde.²⁸ Da das Schulhaus jedoch in Benken stand, hiess die Schulgemeinde sowohl in der Enquete als auch in der Examinationsliste ausschliesslich Benken.²⁹ Nahe an der Grenze zu Frankreich liegend, profitierten die beiden Gemeinden von den guten Beziehungen zum Elsass und gewährten den französischen Juden Zuflucht während der Französischen Revolution. Die Dörfer behielten wegen der fehlenden Industrie für lange Zeit ihren bäuerlichen Charakter. Benken und Biel zählten zu den kleinen Gemeinden: Im Jahr 1770 lebten rund 280 Personen in der Gemeinde Benken, während Biel auf 207 Einwohner kam.³⁰

²⁶ Bundesamt für Landestopographie, Dufour Map. Kartografie einst und jetzt, Wabern 2008.

²⁷ Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

²⁸ Strub, Biel-Benken: 11.2.2005 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16128.php> (01.10.2008)

²⁹ StABL, AA 1013, S. 27: 25.3.1798 – Benken: Beantwortung der vorgelegten Fragen.

³⁰ Strub, Biel-Benken: 11.2.2005 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16128.php> (01.10.2008)

1.2. Binningen

Karte 4: Binningen³¹



Binningen gliederte sich im Jahr 1534 in den städtischen Herrschaftsbereich ein. Zuvor unterstand das Dorf dem Bischof. Seitdem wuchs die Bevölkerung stark an, trotz Pestfällen bis ins 17. Jahrhundert. Lange Zeit galt Binningen eher als Durchgangsort zur Stadt Basel, auch hatte das kleine Dorf in dieser Zeit keinen Pfarrer und war auf die kirchlichen Dienste der Stadt angewiesen. Mit Bottmingen bildete Binningen eine Doppelgemeinde, die seit dem 17. Jahrhundert zum Amt Münchenstein gehörte, zusammen mit den Dörfern Münchenstein, Muttenz, Pratteln, Benken und Biel.³²

Über die lange Zeit vom 16. bis ins 18. Jahrhundert existieren offensichtlich keine Protokolle zum Verlauf und zu den Geschäften der Gemeindeversammlung der alten Landschaft. Die mündliche Tradition, das Gedächtnis und die persönliche Zeugenschaft bestimmten das Leben, die Schriftlichkeit entwickelte sich auf dem Land erst allmählich zu einem Teil des Alltagslebens. Viele Binninger Bürger unterschrieben in den Akten noch Ende des 18. Jahrhunderts mit einem Kreuz.³³

Binningen nahm hier keine Sonderstellung ein: Eine Untersuchung zu den Schreibkenntnissen in Sissach zeigt, dass die Testamente noch im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mehrheitlich unsigniert blieben. Erst später unterzeichneten die Männer und Frauen entweder mit Zeichen oder mit einer Unterschrift, aber erst im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts signierten zwei Drittel der Männer mit ihren Namen. Die Frauen hatten im 18. Jahrhundert deutlich weniger Schreibkenntnisse als die Männer und unterschrieben die Testamente praktisch immer mit einem Kreuz oder einem ähnlich gültigen Zeichen. Erst am Anfang des 19. Jahrhunderts

³¹ Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

³² Scarpatetti, Binningen: 83-85.

³³ Scarpatetti, Binningen: 85.

wiesen ein Viertel der von Frauen unterzeichneten Testamente eine Unterschrift auf.³⁴

Die Schule zu Binningen fand bereits im 17. Jahrhundert eine schriftliche Erwähnung: Der erste namentlich erwähnte Lehrer wirkte 1662 am Münsterplatz, er unterrichtete nur im Winter. Nach den Visitationsakten von 1767 fand die Schule auch im Sommer statt, dabei kam knapp die Hälfte der 50 Schulkinder in den Unterricht. Für das Leben benötigten die Kinder in der noch stark landwirtschaftlich geprägten Welt Binningens vor allem handwerkliche Fähigkeiten, und diese vermittelte das Elternhaus bereits hinreichend. Die Forderungen an die Schule beschränkten sich daher auf die elementaren Fächer wie Lesen, Schreiben und Rechnen. Die religiöse Unterweisung nahm bis 1798 eine zentrale Rolle ein, die Lehrmittel bestanden aus Catechismus, Liederbüchli und Festbüchli.³⁵

1.3. Bottmingen

Karte 5: Bottmingen³⁶



Da Bottmingen mit Binningen bis 1837 vereinigt war, ähnelte seine geschichtliche Entwicklung jener von Binningen. Seit 1529 bildete die Doppelgemeinde eine reformierte Kirchgemeinde. Die als Einschlagsbewegung bekannten Landreformen führten dazu, dass die beiden Gemeinden im Jahr 1737 den Weidgang trennten. Die Gemeinde war im Verhältnis mit anderen Ortschaften klein: im Jahr 1774 lebten nur rund 210 Personen. Bottmingens Schulgeschichte begann viel später als jene Binningens: Während Binningen schon im 17. Jahrhundert über eine Schule verfügte, gründete Bottmingen 1756 seine eigene Schule. Ab 1807 besass jede Gemeinde ihre

³⁴ Huggel, Samuel, Einschlagsbewegungen: 761.

³⁵ Scarpatetti, Binningen: 329-330.

³⁶ Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

eigene Vermögensverwaltung. Ein ländlicher Charakter prägte die Gemeinde: Acker- und Weinbau dominierte die Landschaft.³⁷

1.4. Münchenstein

Karte 6: Münchenstein³⁸



Wie die anderen Gemeinden zählte Münchenstein ab 1529 zu den reformierten Orten. Wirtschaftlich präsentierte sich die Gemeinde vielfältig: Neben der Landwirtschaft prägten Rebbau, Fischerei, Korbflechterei und Wannenschmiederei seit dem 15. Jahrhundert das Dorf, dank einem Gewerbekanal etablierte sich eine Hammer- schmiede im 17. Jahrhundert. Der Kanal begünstigte im 19. und 20. Jahrhundert den Aufbau einer Industriesiedlung. Die Einwohnerzahl der Gemeinde wuchs zwischen 1774 bis 1815 stark: Sie stieg von 298 um über ein Drittel auf 408.³⁹

³⁷ Strub, Bottmingen: 11.2.2005 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1195.php> (01.10.2008)

³⁸ Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

³⁹ Strub, Münchenstein: 25.6.2008 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7558.php> (01.10.2008)

1.5. Muttenz

Karte 7: Muttenz⁴⁰



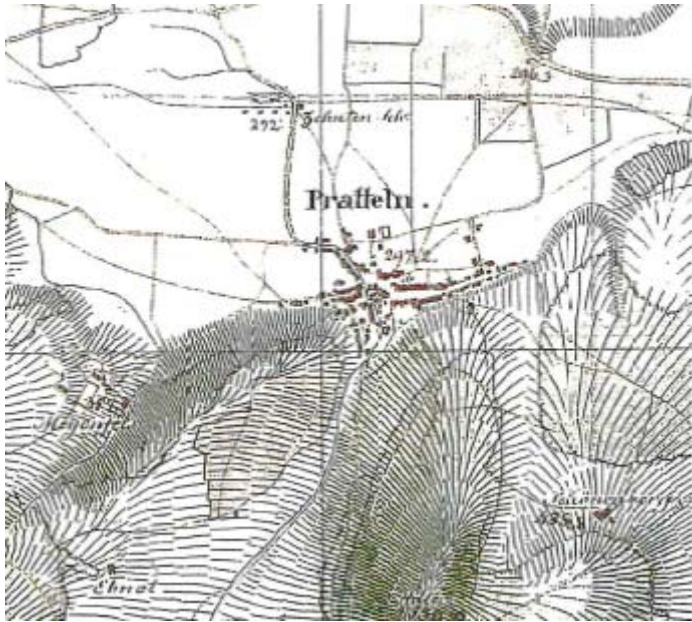
Die Gemeinde liegt östlich der Stadt Basel und verfügte nicht nur seit dem Mittelalter über eine Kirche, sondern auch über Klöster. Diese wurden jedoch im 16. Jahrhundert aufgehoben, als Muttenz sich der Reformation anschloss. Muttenz gehörte im 18. Jahrhundert zu den grösseren Gemeinden, bereits im Jahr 1770 lebten rund 850 Personen in der Gemeinde. Das heisst, dass Muttenz etwa vier Mal so viel Dorfeinwohner hatte wie Bottmingen. Das Bevölkerungswachstum im 18. und 19. Jahrhundert gründete auf der erfolgreichen Wirtschaft: Neben Acker- und Rebbau lebten viele Menschen auch von der Posamenterei, im 19. Jahrhundert kam die Industrie dazu.⁴¹

⁴⁰ Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

⁴¹ Strub, Muttenz: 1.7.2008 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1197.php> (01.10.2008)

1.6. Pratteln

Karte 8: Pratteln⁴²



Pratteln liegt östlich von Muttenz entfernt und gehörte damals wie Muttenz zu den grösseren Gemeinden in der Landschaft. Das Dorf wurde wahrscheinlich im 11. oder im frühen 12. Jahrhundert gegründet, aber Archäologen fanden auf Prattler Boden auch Gegenstände aus der Römerzeit. Pratteln ist seit dem 19. Jahrhundert ein bedeutender Industriort.⁴³

2. Lebensweise in der Basler Landschaft

Um die Schule in ihrer Struktur verstehen zu können, muss die Untersuchung auch die Struktur der Dörfer berücksichtigen. Dieses Kapitel stellt die dörfliche Lebensweise vor, zeichnet die Verteilung von Reichtum nach und zeigt die Beziehung zwischen Land und Stadt auf.

2.1. Die Struktur der Basler Landschaft und die Beziehung der Landschaft zur Stadt Basel

Die Stadt Basel bildete das Zentrum der Region, daneben prägten wenige grössere Ortschaften mit gewissen zentralen Funktionen den ländlichen Raum: Gelterkinden, Sissach, Liestal und Laufen. Jenseits der engeren regionalen Grenzen hatten einige Orte und Marktflecken eine politische und wirtschaftliche Bedeutung, so zum Bei-

⁴² Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].

⁴³ Krieg, Pratteln: 4-5.

spiel Rheinfelden, Aarau, Olten, Wangen an der Aare, Balsthal, Oensingen, Wiedlisbach, Solothurn, Delsberg und Pruntrut im Fürstbistum.

Die meisten Ortschaften hatten eine ländliche Prägung. Die grösste Ortschaft in diesem Gebiet war Liestal: Es stellte das typische, kleine Landstädtchen der frühen Neuzeit dar. In Liestal besaßen die Gebäude nicht nur Wohn- und Arbeitsräume, sondern auch genügend Platz für kleinstädtische Land- und Gartenwirtschaft.

In vielen Ortschaften in der Basler Landschaft nahm die Einwohnerzahl rasant zu: Die Bevölkerung in der Basler Landschaft wuchs im Laufe des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts und führte zu einer Siedlungsverdichtung.⁴⁴ Lebten im Jahre 1497 rund 4530 Menschen in der Basler Landschaft, so wuchs die Bevölkerung auf über 18'000 im Jahre 1699. Zu Beginn der Helvetik im Jahre 1798 zählte die Landschaft über 26'000 Einwohner. Die Zunahme verlief über die Jahrhunderte nicht linear, Pestepidemien in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und mehrere Missernten am Ende des gleichen Jahrhunderts rafften viele Menschenleben dahin.⁴⁵ Das grosse Bevölkerungswachstum setzte vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein.

Die Dörfer hatten sowohl eine religiöse als auch eine weltliche Obrigkeit und mussten entsprechend Abgabe leisten: Der Zehnt war ursprünglich eine kirchliche Abgabe und wurde vom Ertrag eines Gutes abgehoben. Der Bau und Unterhalt der Kirchen, das Armenwesen, der Lebensunterhalt der Geistlichen und des Bischofs hingen vom Zehnten ab. Auch die Besoldung des Schullehrers bestand zu einem kleinen Teil aus dieser Abgabe. Seine kirchliche Zweckbestimmung ging jedoch im Laufe der Jahrhunderte verloren, und der Zehnt entwickelte sich zu einer öffentlich-rechtlichen Abgabe.⁴⁶ Ein Teil der Abgaben an Zehnten und Bodenzinsen wurde wiederum lokal verteilt, denn die Wege und Strassen befanden sich in schlechtem Zustand und verteuerten das Transportwesen erheblich. Die Pfarrer bildeten eine Gruppe von Abgabeneempfängern auf der Landschaft und besaßen deshalb die grössten Vorräte am Ort.⁴⁷

Der Bodenzins war eine in ihrer Höhe fixierte Abgabe und bestand in der Regel aus Naturalien: Die Untertanen zahlten ihn bevorzugt mit Dinkel und Hafer, aber auch Hühnern und Eiern. Der Bodenzins belastete die Produzenten mit etwa zwei bis fünf Prozent ihres Ertrags, zusammen mit dem Zehnten zwölf bis fünfzehn Prozent.⁴⁸ Eine Reihe von Abgaben, Dienstleistungen, Regalien und Zöllen zählten zu den Herrschaftsrechten, welche die Stadt Basel beim Erwerb ihrer Landschaft beanspruchen konnte. Am Ende des 15. Jahrhunderts war Basel nicht die einzige Grundherrin der Landschaft, aber immerhin die wichtigste. Die Stadt besass gerichtsherrliche Rechte und bezog ihre starke Stellung als Leibherrin über die auf der Landschaft lebenden leibeigenen Untertanen.⁴⁹

2.2. Die Gemeinde und ihre Einwohner

Die Gemeinde bildete in der frühen Neuzeit einen rechtsfähigen Verband, sie besass spezifische Handlungsmöglichkeiten, bewies sich neben den einzelnen Untertanen

⁴⁴ Schnyder, Siedlung: 81.

⁴⁵ Schnyder, Lebensformen: 55

⁴⁶ Schnyder, Lebensformen: 62.

⁴⁷ Schnyder, Lebensformen: 68.

⁴⁸ Schnyder, Lebensformen: 195-196.

⁴⁹ Schnyder, Lebensformen: 195.

als das wichtigste Gegenüber der landschaftlichen Obrigkeit. Die Gemeinde wurde nicht nur als Teil des Herrschaftssystems verstanden, sondern erledigte viele Aufgaben in der Selbstverwaltung, unter anderem die Besetzung bestimmter Dorfämter und den Unterhalt von Gemeindeschulen. Die Obrigkeit hatte zwar die Aufsicht über die Gemeinden, aber zu wenig Mittel für eine starke Zentralisierung und konnte deshalb nicht auf die gemeindliche Selbstverwaltung verzichten.⁵⁰

Die Gesellschaft eines Dorfes stellte ein komplexes und bewegtes Gebilde dar. Das Modell der sozialen Schichtung gibt die soziale Realität nur in Annäherungen wieder, weil die Attribute Reichtum, Macht und Ansehen sich nicht klar trennen lassen und sich überschneiden: Sie stehen nicht eindeutig zueinander in Beziehung. Die soziale Ungleichheit blieb zudem nicht immer stabil, Reichtum konnte genauso schnell verloren gehen wie Macht und Ansehen.⁵¹ Nach Huggels Aufteilung gehörten die Vollbauern und die Müller zur dörflichen Oberschicht. Zu den Vertretern der Mittelschicht zählte er die Halbbauern, die Vertreter höherer handwerklicher Berufe und die sogenannten „Fergger“, die Boten. Tauner, gewisse arme Handwerker und der Grossteil der Heimarbeiter bildeten laut Huggel die Unterschicht.⁵²

2.3. Die Gesellschaftliche Gliederung

Was bedeutete jedoch „reich“ um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert? In seiner Geschichte der Stadt und Landschaft Basel schrieb Peter Ochs: „Ein Bauer auf unserer Landschaft konnte für reich angesehen werden, wenn er eigentümlich und ohne Schulden besass: Haus und Scheuer nebst Stallungen und Schopf, 5-6 Tauen Matten mit Obstbäumen, die Tauen zu 50 Pfund berechnet.⁵³ Weidland von 4-6 Jucharten. 24 Jucharten Ackerland, in drei Zelgen, die Jucharte zu 30 Pfund. 2 Jucharten Holzland, die Jucharte zu 100 bis 150 Pfund.⁵⁴ Ein Krautgarten und einige Bündten für die kleine Kultur, wie für Erdäpfel, Hanf usw. Ein Zug von vier Stieren. Ein oder zwei Pferde. 2 Kühe, Gustvieh, Kleinvieh als Schafe, Ziegen und Schweine zum Hausgebrauch; Geflügel.“⁵⁵ Nur eine kleine Minderheit auf den Dörfern konnte sich einen solchen Betrieb leisten, zudem höchst selten ohne Schulden. Die Verteilung des Bodens sah zum Beispiel in der Kirchgemeinde Sissach sehr ungleich aus: Die Kirchgemeinde bestand aus sechs Dörfern, nämlich Böckten, Diepflingen, Itingen, Sissach, Thürnen und Zunzgen. 15 Prozent der Grundbesitzer beanspruchten die Hälfte des Bodens der Kirchgemeinde.

Wie viel Land besaßen die Menschen damals? Die Bodenfläche liess sich wie folgt unterteilen: 61 Prozent der Einwohner besaßen weniger als fünf Jucharten Land. Rund 18 Prozent brachten es auf fünf bis zehn Jucharten. Die nächsten 13 Prozent hatten 10 bis 18 Jucharten als Eigentum. Die letzten 7 Prozent besaßen mehr als 20 Jucharten. Die grösste Gruppe, nämlich die bereits erwähnten 61 Prozent, liess sich nochmals unterteilen: Während 15 Prozent von dieser Gruppe kein Land hatten, konnten sogar drei Fünftel nicht einmal ein Haus oder einen Anteil

⁵⁰ Schnyder, Lebensformen: 175.

⁵¹ Schnyder, Lebensformen: 76.

⁵² Huggel, Einschlagsbewegungen: 512.

⁵³ Eine (Mäder-)Tauen entspricht 210 Quadratruten oder 0,425 Hektar, Siehe Fridrich, Dorf und Herrschaft: 212.

⁵⁴ Eine Jucharte entspricht 140 Quadratruten oder 0,284 Hektar, Siehe Fridrich, Dorf und Herrschaft: 212.

⁵⁵ Simon, Untertanenverhalten: 173ff und 317ff.

davon ihr Eigen nennen. Ausserdem wurden die Dienstboten nicht in dieser Berechnung dazugezählt, das heisst, dass der Anteil der landlosen Dorfbewohner nochmals grösser war.⁵⁶

Für die Selbstversorgung brauchte eine Familie damals rund drei Hektaren oder etwas mehr als 10 Jucharten.⁵⁷ Das heisst, dass ein Fünftel der Haushalte von ihrem Grundbesitz leben konnte, während vier Fünftel zusätzliches Einkommen benötigten. Im Verlaufe der frühen Neuzeit erhöhte sich die soziale Spannung: Die Bevölkerung wuchs, weshalb mehr Besitzer Grund und Boden teilen mussten. Die immer grössere Schicht der Landarmen und Landlosen stellte ein soziales Problem dar, das sich mit dem Aufkommen der Heimmanufaktur ein bisschen entschärfen konnte.⁵⁸

Samuel Huggel ging der Frage nach, welche Rolle die schulische Bildung in dieser Gesellschaft spielte. In seiner Untersuchung stellte er fest, dass die Chance auf eine Amtsstelle von den Kenntnissen in Lesen und Schreiben abhing. Da eine fertige Schulbildung die finanzielle Unterstützung der Eltern voraussetzte, kamen arme Leute seltener zu Amtsfunktionen. Huggel fügte hinzu: „Je höher ein Amt war, desto weniger entstammte der Träger der dörflichen Unterschicht.“⁵⁹

Die Chance, ein Amt zu besetzen, hing auch davon ab, wie gross die Oberschicht in einer Gemeinde war. In Gemeinden mit einer extrem kleinen bäuerlichen Oberschicht konnten auch Männer mit rudimentären Kenntnissen in Lesen und Schreiben in Ämter gelangen. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts forderte die Obrigkeit zunehmend, dass die Amtsträger schreiben und lesen konnten, da sie ihre Ämter ohne Schreibverkehr nicht bewältigen würden.⁶⁰

Die Gesellschaft war streng nach rechtlichen Kriterien getrennt: Nur Bürger und Bürgerinnen galten in der Gemeinde als einheimisch. Zwar bildete das Dorf keine geschlossene Gesellschaft, denn Menschen aus anderen Dörfern kamen ins Dorf, manche blieben nur für eine befristete Zeit, andere wiederum liessen sich nieder. Doch im Gegensatz zu den Bürgern und Bürgerinnen blieben sie Fremde. Wollten sie sich deren Rechte und Pflichten aneignen, mussten sie das Bürgerrecht einer Gemeinde kaufen.

Neben dem Pfarrer hatte der Kirchmeier eine zentrale Rolle im kirchlichen Bereich inne.⁶¹ Er verwaltete das Kirchengut und gehörte im reformierten Basel zusammen mit den „Bannbrüdern“ zum dörflichen Sittengericht, des so genannten Banns. Der Meier und die Geschworenen beriefen eine Gemeindeversammlung ein, wenn grössere Geschäfte anstanden.⁶² An dieser Zusammenkunft besprachen die erwachsenen männlichen Bürger Angelegenheiten, welche die Gemeinde in einem engeren Sinn betrafen, zum Beispiel die Einbürgerungen, die Aufnahme von Hintersässen und die Gemeinderechnung. Die Gemeindeversammlung darf nicht als ein Organ der freien demokratischen Meinungsäusserung verstanden werden, da die soziale Elite des Dorfes manche Diskussionen vorspurte und sie zu einem vorbestimmten Resultat führte.⁶³

⁵⁶ Simon, Untertanenverhalten: 173ff und 317ff.

⁵⁷ Mattmüller, Volkshochschule: 57f.

⁵⁸ Schnyder, Lebensformen: 78.

⁵⁹ Huggel, Einschlagsbewegung: 462.

⁶⁰ Huggel, Einschlagsbewegung: 461-462.

⁶¹ Schnyder, Herrschaft: 177.

⁶² Fridrich, Glauben: 171-176.

⁶³ Schnyder, Herrschaft: 178.

3. Die wirtschaftliche Entwicklung

Wirtschaftliches Wachstum prägte Basel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zwei wesentliche Veränderungen ermöglichten diese Entwicklung: Erstens löste sich in der Landwirtschaft die gemeinschaftliche Nutzung der Allmende auf. Zweitens fanden viele Menschen auf dem Land in der Seidenproduktion eine neue Verdienstmöglichkeit. Dieses Kapitel geht auf diese zwei Veränderungen in der Landschaft ein.

3.1. Einschlagsbewegungen und Agrarrevolution

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ereigneten sich drei grosse gesellschaftliche Umwälzungen, nämlich die Agrarreform, die Industrialisierung und die französische Revolution. Während die zwei letzteren stark auf das Bewusstsein der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen einwirkten und vielfach bildlich dargestellt wurden, wirkten die Agrarreformen eher im Stillen, fast beiläufig. Diese Sichtweise lässt sich einerseits darauf zurückführen, dass die Agrarreformen schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in vereinzelt Gebieten angingen, andererseits auf den engen Zusammenhang von der Industrialisierung und der Agrarwirtschaft. Huggel wies in seiner Untersuchung darauf hin, dass der Ausbau der Seidenbandindustrie in Basel eine leistungsfähigere Landwirtschaft voraussetzen würde.⁶⁴ Ohne die erhöhte Nahrungsproduktion konnte die Bevölkerung nicht wachsen, aber die Entwicklung der Industrie bedurfte eines Zuwachses an Arbeitskräften.

Nach Huggels Darstellung war die Einschlagsbewegung zentral: In seinem Werk „Die Einschlagsbewegung in der Basler Landschaft“ behauptete er nicht nur, dass die Einschläge auf dem Land die wichtigste agrarische Neuerung des Ancien Régime seien, sondern dass sie bereits den Prozess der Individualisierung anstiesse, und dass die französische Revolution in gewisser Weise diesen Prozess weiterführte. Die Einschlagsbewegung stellt im Wesentlichen einen Prozess der Privatisierung dar, indem die Bauer die Grundstücke durch Zäune einhegten. Während die Landleute den Boden bis Ende des 17. Jahrhunderts meistens kollektiv bearbeiteten, befreiten sie im 18. Jahrhundert mit Hilfe der Einschläge den Boden vom Flurzwang und machten ihn frei verfügbar.⁶⁵

3.2. Die Protoindustrie

Die Seidenbandherstellung machte Basel zwar im 18. Jahrhundert berühmt, ihre Anfänge lagen jedoch zwei Jahrhunderte zurück: Hugenottische Flüchtlinge liessen sich im 16. Jahrhundert in Basel nieder und begannen in der zweiten Hälfte, Seidenbänder in Betrieben herzustellen, die in Verlagen organisiert waren. Sie importierten die Rohstoffe und gaben sie an handwerkliche Weber weiter. Nach der Produktion vertrieben sie die fertigen Bänder auf den überregionalen Märkten. Die Weber der Stadt Basel widersetzten sich dieser Produktionsweise und schlossen sich deshalb zu einer Zunft zusammen. Damit erreichten sie 1604 die Festlegung einer

⁶⁴ Huggel, Einschlagsbewegung: 1.

⁶⁵ Huggel, Einschlagsbewegung: 2-3.

Höchstzahl von Bandstühlen und Hilfskräften, die ein handwerklicher Betrieb in der Stadt beschäftigen durfte. Die Verleger suchten daraufhin nach Arbeitskräften ausserhalb der Stadt, wodurch im Jahr 1670 bereits 359 Webstühle in der Landschaft standen.⁶⁶ Um diese Zeit kamen auch die Kunststühle auf: Während die Posamenter der Landschaft anfänglich auf einfachen Webstühlen woben, konnten sie Dank der neuen Kunststühle bis zu 16 Bänder gleichzeitig anfertigen.

Die Basler Verlage errangen mit dieser technischen Neuerung eine europäische Monopolstellung und bewirkten damit einen raschen wirtschaftlichen Aufschwung. Um 1800 stieg die Zahl der Bandstühle bereits auf 3'000, allerdings standen nicht alle in der Basler Landschaft. Während die Tauner vorwiegend unter freiem Himmel arbeiteten, fanden die Posamenterinnen und Posamenter ihre Beschäftigung in der Stube. Die Familie bildete eine Produktionseinheit: Die Erwachsenen wechselten sich am Webstuhl ab und arbeiteten gemeinsam im Haushalt und auf dem Feld, die Kinder halfen nach ihren Kräften aus.⁶⁷

Die erfolgreiche Etablierung der Posamenterei verhalf den Baselbietern und Baselbieterinnen zu einer neuen Verdienstmöglichkeit. Insbesondere die ärmeren Dorfbewohner hiessen die neue Erwerbsquelle willkommen. Die Weberei konnte die wirtschaftliche Lage verbessern und der wachsende Bevölkerung Arbeit verschaffen.⁶⁸ Die Dörfer im oberen Baselbiet verzeichneten die grösste Bevölkerungszunahme, dort begann sich die Heimindustrie als neue Erwerbsquelle im grossen Stil zu etablieren. Zeichnete die bisher starke Abhängigkeit zwischen den Menschen und der herkömmlichen Agrarwirtschaft die damalige Zeit aus, so schob sich die Seidenbandindustrie zwischen diesen beiden Faktoren ein. Die Annahme stimmte nicht mehr, dass die Grenzen des natürlichen Nahrungsspielraumes dann erreicht seien, wenn die Getreideproduktion gerade den Eigenbedarf deckte, das heisst, dass das Produktionspotenzial in diesem Fall ausgeschöpft sei: In der Basler Landschaft hätte ein Drittel zu viele Menschen gelebt, wenn der Nahrungsmittelbedarf nicht zusätzlich mit Importen gedeckt gewesen wäre. Dieses Drittel entsprach nicht überraschend dem damaligen Anteil der Fabrikarbeiter und ihrer Familien an der Gesamteinwohnerzahl. Bisher bestimmten folgende wirtschaftliche Faktoren die Bevölkerungsentwicklung: Die Qualität des Bodens für den Ackerbau, die Höhenlage, das Klima und die Distanz zum nächsten grossen Marktort. Nun kam noch die Frage hinzu, ob das Gebiet sich als Standort industrieller Produktion eignete.⁶⁹

3.3. Die Auswirkungen der Agrarreformen und der Protoindustrie auf das Schulwesen

Sowohl die Agrarreformen als auch die Protoindustrie veränderten das Bild vieler Gemeinden. Das Schulwesen versuchte sich den neuen Anforderungen anzupassen: Die Bevölkerungszahlen stiegen in der Landschaft dank neuen Einkommensquellen, weshalb die Gemeinden neue Landschulen benötigten; die Bevölkerung der Gemeinden zeigte sich durch das Aufkommen der neuen Berufsgruppen heterogener, deshalb gründeten wohlhabendere Leute neue Nachtschulen, während einige Landschulen ihre Schulpläne an die Bedürfnisse der Gemeinde anpassten. Die Schulmeister lehrten das Fach Rechnen, wenn sie die Fähigkeit dazu hatten und die Eltern

⁶⁶ Meier, Industrialisierung: 87-94.

⁶⁷ Eppler, Arbeit und Musse: 121-122.

⁶⁸ Schnyder, Wirtschaft: 50.

⁶⁹ Schnyder, Lebensformen: 57-58.

den Rechenunterricht in der Schule verlangten. Die Heterogenität war nicht nur innerhalb, sondern auch zwischen den Gemeinden gross, denn eine Gemeinde wie zum Beispiel Bretzwil hatte einen weit grösseren Anteil an Bandstuhlweber als beispielsweise die Gemeinde Oltingen, die einen höheren Anteil an Getreidebauern aufwies.⁷⁰

Die Industrialisierung und vor allem das Aufkommen der Posamenterei konnten neue Erwerbsmöglichkeiten schaffen, trotzdem blieb die finanzielle Lage vieler Familien prekär. Die Pfarrer beklagten sich über Schulabsenzen, insbesondere die älteren Schülerinnen und Schüler besuchten die Schule oft nicht oder nur sporadisch, weil sie arbeiten mussten. Der vierte Teil der Lizentiatsarbeit geht auf dieses Thema näher ein.

4. Die politische Konstellation

Basel verdankte seine wirtschaftliche Stärke nicht nur den Landreformen und dem Aufkommen der Posamenterei, sondern auch der vorteilhaften politischen Konstellation und den guten Handelsverbindungen. Aber wie kam Basel zu seiner günstigen Situation?

4.1. Die politische Gliederung

Besitz und Herrschaftsrechte verschiedener Parteien parzellierten die Region stark. Während der Reformation bildeten sich in der Region drei Kräfte, die das Geschick der Landschaft bis in die frühe Neuzeit prägten: der Fürstbischof von Basel und die Städte Basel und Solothurn. Die Stadt Basel löste sich nicht nur aus der Herrschaft des Bistums, sondern nutzte auch die Finanznöte des Bischofs aus, um sich den geschlossenen Besitz der landschaftlichen Vogteien zu sichern. Basels Gebietshoheit reichte bis zu den Schlüsselstellen der südöstlichen Jurapässe. Im Birseck gelang ihr nur der Erwerb Binningens und Biel-Benkens.

Der Fürstbischof sicherte den territorialen Zusammenhang des ihm verbliebenen Herrschaftsgebietes und die Hoheit über die Juratransversale vom Weichbild⁷¹ Basels bis an den Bielersee, indem er die Herrschaft Pfeffingen mit Angenstein erwarb. Die Stadt Solothurn konnte zwar nördlich des Passwangs etliche Herrschaften erwerben, aber sie vermochte nicht die Hoheit des Fürstbischofs über die Birstalroute einzuschränken. Unter ihrer Gebietshoheit hatte sie den steilen und hindernisreichen Passwang als einzigen Jurapass. Konflikte prägten das Gegen- und Zusammenspiel der beiden Städte.

Politisch und handelstechnisch relevant war der Strassenbau: Der Ausbau der Hauptstrassen prägte Basel im 18. Jahrhundert, allerdings ging die Stadt nicht nach einem systematisch geplanten Bauprogramm vor. Der Basler Strassenbau basierte auf den Prinzipien des Kunststrassenbaus nach französischem Vorbild: Die Strassen waren geradlinig trassiert, um das Kreuzen von Fuhrwerken zu erleichtern; die gemässigten und möglichst regelmässigen Steigungen und das stabile Strassen-

⁷⁰ Abt-Frössl, Agrarrevolution: 116-117.

⁷¹ Das Weichbild bezeichnet in diesem Fall die gesamte Ausdehnung eines bewohnten Gebietes und meint damit auch ihre Begrenzung.

bett sorgten ebenso für eine angenehme Reise wie der bombierte Kieskoffer, der das Regen- und Schmelzwasser dank der gewölbten Form zur Seite abfliessen liess.

Mit dem Ausbau der Passstrassen unterstützte Basel den eigenen Handels- und Frachtverkehr und konnte in der Konkurrenz um Zoll- und Verkehrseinnahmen bestehen. Auch drängten die Basler Kaufleute und Spediteure die Regierung, die Strasse Koblenz-Zurzach (1752/53) und die Bözbergstrasse (1777/1778) zu bauen. Dieser Ausbau der Haupttransit- und Handelsstrassen richtete sich stark auf die Interessen der Stadt Basel. Nach den merkantilistischen Prinzipien förderte die Stadt den Handel und erleichterte damit die Ausbreitung der so genannten Verlagsindustrie in der Landschaft. Die Seidenbandindustrie setzte ein genügend leistungsfähiges Weg- und Strassennetz voraus.⁷²

Das Fürstbistum gewann seine wirtschaftliche Bedeutung mit der Ausrichtung nach drei Polen: nach der Freigrafschaft und Frankreich auf dem Weg über Pruntrut, nach Basel über Delsberg und nach dem schweizerischen Mittelland über Biel. Der Bischof nutzte im 18. Jahrhundert die Möglichkeit, den Güterverkehr zu einer volkswirtschaftlichen und fiskalischen Einnahmequelle zu machen.⁷³ Ein Grenzzollsystem setzte sich im Fürstbistum Basel im frühen 18. Jahrhundert durch.

Die politische Ordnung hielt bis zum Ende des Ancien Régime: Das Fürstbistum löste sich als Folge der französischen Revolution auf, die territoriale Neuordnung durch den Wiener Kongress teilte seinen Landbesitz auf seine beiden Nachbarn Basel und Bern auf. Während Basel das Amt Birseck und die Herrschaft Pfeffingen erhielt, bekam Bern das Laufental, die vormalige Landvogtei Laufen.⁷⁴

4.2. Territorien, Grenzen und politische Zugehörigkeiten

Im Raum des heutigen Kantons Basel-Landschaft existierten über die ganze frühe Neuzeit zwei verschiedene politische Einheiten, denen die Gemeinden sich unterordneten. Die Untertanen der Stadt Basel, die in der Basler Landschaft lebten, fanden ihre Obrigkeit im städtischen Rat. Dieser setzte sich aus Mitgliedern der Zunftvorstände zusammen und repräsentierte die Mehrheit der städtischen Bevölkerung, nämlich die zünftigen Bürger. Im Gegensatz zum repräsentativen Charakter des städtischen Rates besetzten einige Familien der städtischen Oberschicht den Kleinen Rat, auch die Führung der Amtsgeschäfte von wichtigen Kommissionen lag seit dem 17. Jahrhundert immer mehr in ihren Händen.

Im katholischen Fürstbistum waren die Menschen Untertanen des Fürstbischofs. Sie bildeten jedoch weder eine Einheit in der Konfession und Sprache noch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Der deutschsprachige Teil umfasste folgende Gebiete: Biel, den fürstbischöflichen Hof, die Ämter Zwingen, Pfeffingen, Birseck und Schliengen. Letzteres lag nördlich von Basel und bestand aus den Dörfern Schliengen, Steinenstadt, Huttingen, Istein, Mauchen und Binzen. Mit der Reformation teilte sich das Fürstbistum in einen reformierten Süden und einen stärker besiedelten, katholischen Norden auf.

Seit 1501 gehört Basel zur Eidgenossenschaft. Anders verhält es sich jedoch mit den nördlichen Gebieten des Fürstbistums, die formell zum Deutschen Reich

⁷² Doswald, Verkehrswege: 19-20.

⁷³ Doswald, Verkehrswege: 25.

⁷⁴ Doswald, Verkehrswege: 10-11.

zählten. Die südlichen Gebiete pflegten eine mehr oder weniger enge Beziehung zu der Eidgenossenschaft.⁷⁵

In den Untertanengebieten vertraten die Landvögte und die Pfarrer die Obrigkeit und Kirche. Die Landvögte mussten sowohl administrative als auch richterliche Funktionen ausüben, allerdings beschränkten sich letztere auf strafrechtliche Fälle der so genannten niederen Gerichtsbarkeit. Als Verwaltungsbeamte überwachten die Landvögte die kommunalen Instanzen wie Gemeindevorsteher und -gerichte, und sie sicherten den Einzug der obrigkeitlichen und eines Teils der kirchlichen Einkünfte. Familien aus den politischen Eliten übernahmen in der Regel die Landvogtstellen. Im Fürstbistum kamen sie aus dem Umfeld des Fürstbischofs, nicht selten standen sie mit dem Fürstbischof in verwandtschaftlicher Beziehung.

In der frühen Neuzeit nahm die obrigkeitliche Verwaltung eine beschauliche Grösse ein. In der Basler Landschaft bestand sie aus Landvögten, Schlossschreibern, Pfarrern und Landschreibern. Die Landschreiber waren die zentralen Urkundspersonen und zuständig für das Erbschafts- und das Vormundchaftswesen, Versteigerungen, Betreibungen, Testamente, Eheverträge, Schuldverschreibungen und Obligationen, Kaufverträge, Handänderungen und Urteilsausfertigungen. Trotz der hohen Verantwortung dieser Arbeitsstelle übergaben die Landleute die Landschreiberei an billige Schreibkräfte aus ihrer Umgebung wie Dorfvorsteher oder Schulmeister und missachteten so die wiederholten Verordnungen der Obrigkeit.⁷⁶

5. Die politische Entwicklung ab 1789 bis zur Bürgerlichen Revolution im Jahr 1798

Die Wirtschaft schwächte sich in der Zeit zwischen 1787 und 1791 ab, in Frankreich herrschte im Jahr 1789 eine Hungerkrise. Diese löste einen Aufstand im französischen Reich aus und führte schlussendlich zu den revolutionären Bewegungen, die im Verlaufe der folgenden zwei Jahre den König entmachteten.⁷⁷ Die Französische Revolution destabilisierte nicht nur das eigene Land, sondern ganz Europa. Mit welchen Folgen musste die Basler Regierung rechnen, und wie bewältigte sie diese Zeit?

5.1. Basel zwischen 1789 und 1795

Die Stadt Basel bekam die Französische Revolution direkter zu spüren als viele andere Städte der alten Eidgenossenschaft: Sie bezog Einkünfte aus dem Elsass und erhob dort Abgaben aus Feudalrechten, sie besass in über hundert Dörfern Anrecht auf Zinsen und Zehnten, die umgerechnet einen Wert von 4'000 Viernzeln⁷⁸ haben sollten.

Der Sturm auf die Bastille erfolgte in Paris am 14. Juli 1789, eine Woche später traf diese Nachricht in Basel ein. Die Revolution in Paris veranlasste die Be-

⁷⁵ Schnyder, Herrschaft: 164.

⁷⁶ Schnyder, Herrschaft: 173.

⁷⁷ Wunder, Revolution: 37-41.

⁷⁸ Viernzel entspricht 8 grosse Sester bzw. 16 kleine Sester. Ein Viernzel Bürgermäss ist ein Hohlmass und umfasst 273,1 Liter. Der Viernzel fand seine Verwendung seit dem 16. Jahrhundert auch als eine Rechnungseinheit für Bodenzinsen und Zehnten. Siehe Epple, Arbeit und Glaube: 217.

völkerung im Elsass, einen Aufstand zu beginnen: Elsässerinnen und Elsässer protestierten gegen die Adligen, die Klöster und die Kirchen, da sie ihnen hohe Abgaben leisten mussten. Sie griffen aber auch die Juden an, weil sie bei ihnen Geld geliehen, Vieh gekauft und mit ihnen Waren gehandelt hatten. Die Proteste richteten sich gegen alle Personen und Institutionen, zu denen die Bewohner von Elsass in einer finanziellen Beziehung standen. Basel selbst blieb von dieser Revolte verschont, obwohl es als Stadt die Feudalherrschaft über das Elsass ausübte. Es konnte von da an keine Einkünfte aus dem Elsass beziehen, auch verlor es seine Rechte, bei der Besetzung kirchlicher Ämter mit zu entscheiden. Es hatte zudem den Königen von Frankreich Geld geliehen. Diese Gelder gingen ebenso verloren wie die Pensions-einkünfte aus Solddienstverträgen und Friedensbeschlüssen. Der Ratsschreiber Peter Ochs wurde vom Basler Rat 1791 nach Paris geschickt und verhandelte darüber, konnte aber nichts erreichen. Das Ausbleiben der Einkünfte aus dem Elsass erschütterte die Stadt Basel, denn diese Einkünfte hatten für die Stadt eine grössere Relevanz als jene aus der Basler Landschaft.⁷⁹

Basel verlor jedoch nicht nur die Einkünfte in Zinsen und Zehnten aus dem Elsass, auch die Wirtschaft litt unter dem politischen Verlust: Wie bereits im Kapitel über die Basler Wirtschaft erwähnt, war Basel nicht nur eine Handelsstadt, sondern besass auch eine starke Protoindustrie und Gewerbe. Sie verfügte über gute Handelsbeziehungen, die auch den Informationsfluss erleichterten. Die Stadt verlor deshalb eine Handelsroute, die für die Protoindustrie und Gewerbe sehr wichtig war. Als die Zollgrenze im November 1790 mit der Staatsgrenze zusammenfiel, wurden Elsass und Sundgau plötzlich von Basel abgeschnitten. Die Textilindustrie besetzte eine prominente Stelle in der baslerischen Wirtschaft und litt am meisten unter den neuen Zolltarifen.⁸⁰

Musste die Obrigkeit in dieser Zeit der revolutionären Bewegungen um ihre Macht fürchten? In der Landschaft blieb die politische Situation zunächst stabil: Die Basler Untertanen verhielten sich gegenüber der Stadt loyal. Einen eigenen Aufstand organisierten sie nicht, allerdings klagten sie nun etwas lauter und häufiger über die Herren in Basel. Dadurch erzwangen sie verbesserte Lebensbedingungen: Beispielsweise schaffte die Basler Regierung auf Drängen der Untertanen das Wort „Leibeigenschaft“ ab.⁸¹ Die Untertanen hofften, dass durch die Abschaffung dieses Wortes sich auch ihre Lebensbedingungen ändern würden.

Basel setzte auf eine neutrale Stellung inmitten der Revolutionswirren. Trotz der Friedensbeschlüsse verhielt sich die unmittelbare Nachbarschaft nicht ruhig, im Gegenteil: Die französischen Truppen gingen bis zum rechten Rheinufer und besetzten die Gegend von Waldshut. Der Konflikt zwischen Frankreich und Österreich bezog Kleinhüningen und einen Teil des Territoriums der Gemeinde Riehen mit ein.

5.2. Fortschritte im Ancien Régime bis 1798

Vor der im 19. Jahrhundert beginnenden Moderne herrschte das Ancien Régime, das sowohl die Gesellschaft als auch die politische Ordnung im Westen Europas zeichnete. Die Französische Revolution signalisierte den Wechsel vom Ancien Régime zu einer bürgerlichen Politik. Die Aufklärer verurteilten das Ancien Régime als eine stillgestandene Zeitepoche, weder Gesellschaft noch Verfassung hätten sich

⁷⁹ Simon, Basel 1789: 58-59.

⁸⁰ Manz, Helvetik: 70-71.

⁸¹ Manz, Helvetik: 59-61.

seit der Reformation verändert. Mit dem heutigen Wissen findet das Bild des stillstehenden 18. Jahrhunderts jedoch keine Bestätigung. Um die Fortschritte in den Basler Volksschulen angemessen bewerten zu können, müssen die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklung im Ancien Régime berücksichtigt werden.

Veränderungen stellten sich vor allem ausserhalb der Stadt ein. Die Bevölkerung in den Dörfern wuchs und führte zu einer intensiveren Nutzung der Häuser. Die aufkommende Landweberei veranlasste vielen Menschen, ihre Häuser umzubauen. Die Basler Landschaft bildete eine so genannte protoindustrielle Gewerbezone und besass eine exportorientierte und auf Heimarbeit beruhende Wirtschaft. Mit anderen Worten: Die Voraussetzung für die industrielle Revolution begann bereits im Ancien Régime. Diese wirtschaftliche und demographische Entwicklung beeinflusste das Schulwesen wahrscheinlich stärker als die politische Veränderung, wie die Untersuchung der Schulbesuche im vierten Teil zeigen wird.

Die Heimarbeit konnte sich jedoch nur deshalb in der Landschaft verbreiten, weil die Landwirtschaft eine Modernisierung erfuhr, konkret führten die Bauern kontinuierlich Stallfütterung, gezielte Düngung und den gezielten Anbau von Futtergräsern in der Brache ein. Anstatt weiterhin die Dreizelgenwirtschaft zu betreiben, teilten sie mit Zäunen die Landschaft in Parzellen ein.⁸² Die Landwirtschaft produzierte dadurch mehr Nahrungsmittel und ermöglichte das Bevölkerungswachstum in Basel. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gründeten viele Gemeinden ihre eigenen Schulen⁸³. Diese Neugründungen hatten demographische Gründe und werden im vierten Teil meiner Lizentiatsarbeit behandelt.

Die Politik und die staatlichen Institutionen konnten mit diesen Entwicklungen jedoch kaum Schritt halten: Obwohl die zahlreichen Schulgründungen die alten Schulen entlasten sollten, klagten die Pfarrer oft über zu kleine Schulstuben und zu viele Schulkinder. Ausserdem unterstützte der Staat diese neuen Schulen nur in geringem Masse und oft auch gar nicht.⁸⁴ Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritte stellten die städtischen und bürgerlichen Vorrechte in Frage, denn diese Vorrechte gegenüber den Nicht-Bürgern und Untertanen widersprachen den aufklärerischen Vorstellungen von Freiheit und gleichen Rechten.⁸⁵ Aus diesem Grund erhofften sich die Anhänger der Aufklärung von der Absetzung des Ancien Régimes, dass eine neue bürgerliche Regierung die politische Struktur reformieren könnte und die Entwicklung in der Wirtschaft, im Landbau und in der Gesellschaft nicht mehr behindern würde. Auch würde diese neue Regierung die Gründung von neuen Schulen nicht mehr behindern wie jene des Ancien Régimes.

5.3. Die Verhandlungen in Paris

Die französische Revolution machte der Landbevölkerung Hoffnung: Nur neun Wochen nach dem Sturm der Bastille fragte der Weinschreiber Abel Merian den grossen Rat, „ob nicht zur Ehre des Standes und gegenwärtigen Zeitumständen angemessen, die hiesigen Untertanen der Leibeigenschaft sollen entlassen werden.“ Die Räte nahmen sich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft reichlich Zeit, denn sie wollten nicht den Eindruck erwecken, sie gäben aus Angst vor der Landschaft

⁸² Simon, Basel 1789: 55-57.

⁸³ Zingg, Schulwesen: 16.

⁸⁴ Zingg, Schulwesen: 16.

⁸⁵ Simon, Basel 1789: 58.

überstürzt nach.⁸⁶ Der Dreizehnerrat nahm am 6. Dezember 1790 als geschäftsführendes Organ des Kleinen Rats die Verantwortung wahr und ging auf das Begehren über die Aufhebung ein. Daraufhin verabschiedete der grosse Rat einen Beschluss über die Aufhebung der Leibeigenschaft, jedoch mussten die Landpfarrer bis Anfang Mai 1791 warten, bis sie den Beschluss bekannt geben konnten.⁸⁷

Die Landbevölkerung begrüßte die französische Revolution, wie ihre Reaktion am 24. November 1797 zeigte: Der französische General Napoleon Bonaparte durchquerte auf dem Weg zum Friedenskongress in Rastatt das Baselbiet und wurde von den Menschen bejubelt.

Napoleon bedachte Oberzunftmeister Peter Ochs mit besonderer Aufmerksamkeit. In Paris erfuhr er von Ochs' revolutionsfreundlicher Gesinnung. Nach dem Besuch Napoleons ging Ochs als Basler Delegierter nach Paris und sollte dort Verhandlungen über das Schicksal des Fricktals führen. Am 8. Dezember traf er sich zu einer Unterredung mit Reubell, einem Mitglied des französischen Direktoriums, und mit Napoleon Bonaparte. Sie diskutierten jedoch nicht über das Fricktal, sondern über die Zukunft Basels und der Eidgenossenschaft. Frankreich beanspruchte die Gleichschaltung der angrenzenden kleineren Staaten, damit diese als Pufferstaaten und als sichere Aufmarschgebiete gegen Österreich dienen konnten.

Ochs erkannte an der Sitzung in Paris, dass der Kanton eine Demokratisierung erfahren musste, um nicht mit Frankreich oder mit der Basler Bevölkerung in Konfrontation zu stehen. Vor dem französischen Direktorium wehrte er sich gegen eine Revolution durch einen Volksaufstand oder einer militärischen Eingriff durch die Franzosen, stattdessen empfahl er eine „Revolution von oben“. Mit diesem Vorschlag fand er sich in der verantwortlichen Position, die Revolution in seiner Heimatstadt zu führen.⁸⁸

5.4. Die Basler Revolution im Jahre 1798

Am Neujahrsabend 1798 fand auf der Bärenzunft (Hausgenossenzunft) ein Festbankett statt. Unter den Gästen waren Revolutionsanhänger aus der Stadt, der Basler Landschaft, Solothurn und Bern, aber auch französische Politiker und Generäle. Die Beteiligten machten nicht nur Trinksprüche auf die Revolution, sondern erstellten einen Katalog von 13 Forderungen und zwei Drohungen. Dieser Forderungskatalog widerspiegelte das revolutionäre Gedankengut und liess sich politisch nicht erfüllen. Die Patrioten sprachen sich gegen die Bodenzinsen, das Weinumgeld und andere Steuern aus und hätten vor der französischen Revolution wegen Aufruhr verfolgt werden können. Das Kräfteverhältnis in der Stadt änderte sich jedoch zu ihren Gunsten.⁸⁹

Sie stellten in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1798 einen Freiheitsbaum in Liestal auf. Ein weinrotes „sogeadntes Freiheit Käplein“ mit weiss-blau-roten Bändern hing auf diesem Baum.⁹⁰ Obwohl der Schultheiss Niklaus Brodbeck ihn sofort wieder umhauen liess, kam es nicht zur offenen Auflehnung, da die Neugesinnten sich noch nicht stark genug fühlten. Allerdings brachten sie die Räte dazu, den Untertanen entgegen zu kommen. Der Grosse Rat schaffte zum Beispiel die

⁸⁶ Manz, Helvetik: 17-18.

⁸⁷ Simon, Untertanenverhalten: 83-84.

⁸⁸ Manz, Helvetik: 22-23.

⁸⁹ Manz, Helvetik: 27-34.

⁹⁰ StABL, Lade L. 3, Nr. 586: 6.1.1798 – Bericht von Schultheiss Brodbeck.

Abgabe des Fasnachtshuhns ab und senkte die Gebühr für eine dazu ziehende Braut.⁹¹

Nach den Unruhen in Liestal und Farnsburger Amt kam die Unruhe in das Waldenburger Gebiet. Der kleine Rat ging mit Deputationen gegen die Unruhe in der Landschaft vor. Die Anliegen der Stadt wurden in den verschiedenen Dörfern vorgetragen, zeigten aber wenig Wirkung. In Liestal kam es sogar zu einem Eklat: Die Männer drohten in der Gemeindeversammlung, die Ratsherren zu verprügeln, weshalb die Deputierten nur mit Hilfe der Liestaler Volksführer aus der Kirche flüchten konnten. Die Ratsherren verwiesen die Klagen in jeder Gemeinde auf den Dienstweg, sie konnten nicht von ihrem gewohnten hierarchischen Verfahren abkommen. Die Handlungsweise wirkte hilflos und verbitterte die Bevölkerung.

Nach dieser Deputation gewann die Revolutionsbewegung in der Landschaft an Schwung zu: In Liestal forderten die Bürger die Umsetzung der bekannten Menschenrechtspostulate, ausserdem verlangten sie eine repräsentative und verfassungsgebende Versammlung. Die Patrioten in der Landschaft vertrauten auf die Unterstützung Frankreichs und warnten die Ratsherren vor einem Hilfesuch der eidgenössischen Bündnisse, da die Franzosen intervenieren würden. Das gewachsene Selbstbewusstsein der Landschaft ermöglichte den Machtkampf gegen die Stadt. Die Dörfer unterschieden sich jedoch in ihren Forderungen: Arisdorf verlangte zum Beispiel die Berücksichtigung alter Rechte und Vorteile, während Liestal auf neue Rechte pochte.⁹² Die Menschenrechtsbewegung fand deshalb nicht in den abgelegenen Dörfern Anklang, sondern auf einem Marktflecken und Verkehrsknotenpunkt wie Liestal. Die dortigen Handwerker verfügten über viele verschiedene soziale Kontakte, ausserdem bekamen sie die neuesten Informationen und Meinungen rascher mit. Sie hatten wahrscheinlich auch eine bessere Bildung genossen als die Bevölkerungsmehrheit der Tauner und Posamenter, das heisst, sie konnten die Gerüchte angemessener verarbeiten und darauf reagieren.⁹³ Sie waren während dieser Zeit auch die Meinungsführer der Landschaft.

Die revolutionäre Bewegung schaffte den Durchbruch aus der Sicht der Landschaft am 15. Januar 1798. Alle Gemeinden entsandten zwei Ausschüsse in die Gemeindeversammlungen der verschiedenen Gemeinden, überall stellten die Gemeindevertreter die Gleichheitsforderungen. Die Ratsherren gingen nicht auf diese, sondern auf materielle Forderungen ein und beruhigten so die Untertanen. Die selbstbewusste Haltung der Landschaft erschütterte das Jahrhunderte alte Herrschaftssystem: Die Herren gestanden Verhandlungen mit den Untertanen zu und akzeptierten sie somit als gleichberechtigte Partner. Die Entwicklung schien sich jedoch noch zu verschlimmern: Zwar kanalisierte die Aufstellung von Gemeindeausschüssen kurzfristig den ländlichen Unmut, aber langsam schien die Führung zu entgleiten. Das alte Herrschaftssystem brach zusammen.⁹⁴

5.5. Basels Eingliederung in die Helvetische Republik

Vor allen anderen eidgenössischen Orten erfuhr Basel die politische Umwälzung und erlebte sozusagen zwei Revolutionen: Die baslerische fand im Januar 1798 statt und die helvetische drei Monate später mit dem Einbezug in den neuen Helveti-

⁹¹ Manz, Helvetik: 34-35.

⁹² Manz, Helvetik: 44-50.

⁹³ Huggel, Einschlagsbewegungen: 456 ff. und 262.

⁹⁴ Manz, Helvetik: 51-54.

schen Zentralstaat. Die Patrioten konnten die erste Revolution dabei sicher führen: Sie konnten lokale Ausschreitungen vermeiden.⁹⁵ Am 12. April 1798 gliederte sich Basel in die Helvetische Republik ein. Die Kantone nahmen hier lediglich die Rolle als Untereinheiten innerhalb einer nationalen Verwaltung ein. Da das Prinzip der Gewaltenteilung gelten sollte, hatte zu Beginn der Helvetik das gesamtschweizerische Parlament die Verantwortung über die Gesetzgebung. Dieses Parlament bestand aus dem Grossen Rat und dem Senat. Die Revolutionäre, das heisst die „Patrioten“, und die Reformer, die sich auch „Republikaner“ nannten, bildeten die zwei Parteien in diesem Parlament.

Während die Revolutionäre über die Mehrheit verfügten und vorwiegend die Interessen der Landbevölkerung vertraten, zeigten sich die Reformer gemässiger als ihre radikalen Gegenspieler. In beiden Parteien gab es sowohl zentralistisch orientierte Unitarier und Föderalisten. Das Vollziehungsdirektorium bildete zu Beginn der Helvetik die oberste Exekutive und verfügte über eine grosse Machtfülle. Sechs Minister amtierten unter dieser Kollegialbehörde, jeder hatte ein bestimmtes Amt: für Auswärtiges, Finanzen, Inneres, Justiz und Polizei, Krieg sowie für Künste und Wissenschaften. Das Schulwesen war ein wichtiges Thema: Philippe Albrecht Stapfer setzte sich als Minister für Künste und Wissenschaften für Schulreformen ein. Er konnte seine Reformpläne jedoch nicht verwirklichen.

Während das Direktorium die politischen Leitlinien erarbeitete, setzten sich die Fachminister mit den für das Parlament bestimmten Vorlagen auseinander und waren für den Vollzug der Gesetze und Beschlüsse verantwortlich. Als dritte Säule des Helvetischen Staates fungierte die Justiz mit den Ebenen Nation, Kanton und Distrikt. Das Kantonsgericht bestand aus dreizehn Personen und bildete nicht nur die erste Instanz für schwere Verbrechen, sondern urteilte auch über Appellationen in leichten Kriminal- und in Zivilfällen. Die Distriktsgerichte wiederum hatten die Entscheidungsgewalt über zivile Angelegenheiten und leichtere Straftaten. Die Helvetik baute eine moderne, weitgehend unabhängige Justiz auf, die als eine der bleibenden Leistungen dieser Epoche galt.⁹⁶

⁹⁵ Manz, Helvetik: 53-54.

⁹⁶ Schnyder, Konsolidierung: 42.

Teil III: Die Kirche und die Schulorganisation

Im Gegensatz zu heute stand die Schule im 18. Jahrhundert nicht in der Verantwortung des Staates, sondern in jener der Kirche: Sie hatte die Verantwortung über das Schulwesen, und die Schule übernahm die Aufgabe, die Kinder zu frommen Menschen zu erziehen. In diesem Teil steht deshalb die Kirche im Mittelpunkt: Wie sah ihre Struktur aus, über welche politische Macht verfügte sie, und wie organisierte sie die Volksschule? Und welche Rolle hatte der Pfarrer in seinem Dorf?

1. Basel und die Kirche

Das Deputatenamt hielt die Verantwortung über die Kirchen inne und finanzierte damit den Unterhalt der Schulen, Kirchen und Armenhäuser auf dem Land. Es hatte weiterhin die Aufgabe, bedürftige Stadtbürger und Landleute zu unterstützen. Obwohl das Amt in erster Linie eine städtische Institution war, wusste es über die sozialen Verhältnisse auf dem Land gut Bescheid. Seine Sichtweise bezog sich jedoch vor allem auf die Abrechnungen und die Gesuche aus den Gemeinden. Über eine tiefere Einsicht verfügte das Deputatenamt nicht.⁹⁷

Die reformierte Kirche in Basel diente als Staatskirche, Christian Simon schrieb ihr sogar „den Charakter eines reinen Polizeiinstruments“ zu.⁹⁸ Der Kirchenrat als zentrales Organ der Kirche bestand ausschliesslich aus städtischen Mitgliedern, Landpfarrer verfügten über keine Vertretung im Rat. Für die weltlichen Instanzen stellte der Kirchenrat den einzigen Verhandlungspartner in Kirchenangelegenheiten dar. Diese städtische Ausrichtung erschwerte den Landpfarrern, die Interessen des Landes zum Ausdruck zu bringen. Die strenge Kirchenverfassung stärkte nicht nur die Position des Kirchenrates, sondern vor allem jene des Vorsitzenden dieses Rates, des Antistes. Dieser kontrollierte den Informationsverkehr zwischen den Geistlichen und der Obrigkeit. Ausserdem verfügte die Kirche eine eigene Gerichtsbarkeit in kirchlichen Angelegenheiten.⁹⁹ Der Kirchenrat schlug ausserdem die Kandidaten für die Landpfarrei vor, die der kleine Rat anschliessend auswählen konnte.

In seiner Untersuchung zum Prozess der Säkularisierung stellte Martin Annen fest, dass die Kirche vor dem 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle als Lebensbegleiterin des einzelnen Christen spielte, denn die Religion gebe „dem Alltag durch kulturelle Weltrichtung und Werterhaltung Orientierung“.¹⁰⁰ Die Kirche bestimmte deshalb den wöchentlichen Verlauf des Lebens wesentlich: Die Dorfbewohner mussten den Gottesdienst und deren Kinder die Kinderlehre besuchen. Der Kirchenbann achtete darauf, dass die Leute diesen Besuchen auch Folge leisteten. Die Versammlung besprach und rügte Vergehen gegen Ordnung und gute Sitten. Jedes Bannmitglied hatte die Aufgabe, Verstösse gegen die Sitten und die Kirchenzucht seit der letzten Sitzung wahrzunehmen und diese bekannt zu machen.¹⁰¹

Bei Verstössen konnte der Kirchenbann nur geistliche Strafen verhängen: Er hielt dem Sünder seine Untaten vor und verordnete im schlimmsten Fall die Ex-

⁹⁷ Simon, Untertanenverhalten: 54-57.

⁹⁸ Simon, Untertanenverhalten: 58.

⁹⁹ Simon, Untertanenverhalten: 59.

¹⁰⁰ Annen, Säkularisierung: 33.

¹⁰¹ Simon, Untertanenverhalten: 215.

kommunikation. In einigen Gemeinden verteilte der Kirchenbann aber auch kleinere Geldbussen. Die Exkommunikation brachte für die Sünderin oder den Sünder unangenehme Konsequenzen mit sich: Er durfte am Abendmahl und bei der Taufe nicht beiwohnen, auch durfte er keine Hochzeiten besuchen. Ausserdem wurde es ihm nicht gestattet, sich kirchlich trauen zu lassen.¹⁰²

2. Die Pfarrer in der Landschaft

Der Landpfarrer nahm viele verschiedene Aufgaben wahr, wie Christian Simon schrieb: „Zunächst muss er die Bevölkerung mit den Diensten der Religion versehen, das heisst, er muss Kinder und Jugendliche im Glauben unterrichten, Erstkommunikanten examinieren; in Predigten das Volk erbauen und belehren; Kinder taufen, Ehen ‚kopulieren‘, das Abendmahl veranstalten, Tote beerdigen.“¹⁰³ In meiner Untersuchung zu den öffentlichen Schulen nahm er zudem die wichtige Rolle als Schulexperte wahr, denn er beantwortete die Umfrage und gab seine Sichtweise an die neue Basler Regierung weiter.

Die Landpfarrer mussten über buchhalterische Fertigkeiten verfügen: Sie verwalteten mit dem Kirchmeier das Kirchengut und gemeinsam mit den Armen-schaffern das Armengut. Damit übergab die Gemeinde ihnen auch die Organisation von Notmassnahmen in Krisenjahren, das heisst, sie kontrollierten die Vorräte und gaben in Notfällen verbilligtes Getreide ab.¹⁰⁴

Das öffentliche Schulwesen stand in der Verantwortung des Pfarrers: Er wählte den Lehrer aus, der dann entweder vom Deputatenamt oder von den Dorfbewohnern bestätigt wurde. Beim Bücherkauf diente er als Vermittler und beriet bei seinen Hausbesuchen die Menschen im Dorf. Er übte deshalb einen direkten Einfluss auf die Lektüre der Bevölkerung aus und achtete darauf, vor allem jene Bücher zum Kauf zu empfehlen, die zum festen Bestand von Kirche und Schule gehörten.¹⁰⁵

Nicht nur ihre Verantwortung gegenüber dem Schulwesen, sondern auch ihre buchhalterische Erfahrung und der Kontakt mit der Obrigkeit machten die Pfarrer zu den ersten Ansprechpartnern der Erziehungsumfrage. Der Pfarrer Johann Jakob Huber schrieb während seiner Amtszeit in Sissach zum Beispiel über folgende Themen: Erhebung von Bevölkerungszahlen, Geschichte als Chronik der Erlasse und Ereignisse, Listen von Amtsträgern, Institutionenkunde, Buchhaltung und Armenwesen. Seine Korrespondenz war reich an verwaltungstechnischen Fragen und behandelte praktisch nie Religionsfragen.¹⁰⁶

Die Gemeinde nahm den Landpfarrer ambivalent wahr: Einerseits gehörte er zur Gemeinde, die zentrale Stelle seines Amtshauses im Dorf drückte seine Zugehörigkeit zum Dorf aus. Ausserdem profitierte er wie ein Bürger von der Holzgabe und dem Weidgang. Andererseits repräsentierte er die Obrigkeit und forderte von der Gemeinde Abgaben und Frondienste.¹⁰⁷

Die Kirche half der weltlichen Macht in mehrerer Hinsicht: Sie lieferte die Rechtfertigung der weltlichen Ordnung. Mit ihr verfügte die weltliche Obrigkeit

¹⁰² Simon, Untertanenverhalten: 216-219.

¹⁰³ Simon, Untertanenverhalten: 210.

¹⁰⁴ Simon, Untertanenverhalten: 212.

¹⁰⁵ Wartburg-Ambühl, Alphabetisierung: 159.

¹⁰⁶ Simon, Untertanenverhalten: 213.

¹⁰⁷ Simon, Untertanenverhalten: 214-215.

über die kirchlichen Sanktionsmittel zur Kontrolle der Untertanen. Der Pfarrer galt als eine moralische Instanz, gleichzeitig diente er der weltlichen Macht und sorgte sowohl für die Verkündung als auch die Umsetzung von herrschaftlichen Verordnungen. Als Einwohner und Betreuer der Gemeinde hatte er Zugriff zu wichtigen Informationen und wusste oft über die dörfliche Dynamik schnell Bescheid. Für die Obrigkeit stellte er deshalb eine Herrschaftsperson von unschätzbarem Wert dar. Sein Wissen über das Dorf hing allerdings davon ab, wie weit die Gemeinde ihn an den Ereignissen partizipieren liess. Die Loyalität der Kirchgemeinde benötigte er auch, um Abgaben und Frondienste von ihr beziehen zu können.¹⁰⁸

3. Die Kirche und ihre Volksschulen

Die Schule des Ancien Régime beschreibt Zingg zutreffend als „Tochter der Kirche“, das bedeutet, dass die kirchliche Behörde die Schulaufsicht hatte. Die Pfarrer zeigten in den meisten Berichten gutes Verständnis für die Schule und zeigten dem Lehrer gegenüber eine freundlich gesinnte und helfende Haltung. Sie forderten beispielsweise die Verbesserung der Schuleinrichtungen und wiesen auf die schwierige ökonomische Lage des Schulmeisters hin.¹⁰⁹

Einige Pfarrer bildeten Lehrer aus und brachten ihnen das Unterrichten bei. Sie erinnerten die Eltern an die Pflicht, die Kinder zur Schule zu schicken, und schritten bei Saumseligkeiten ein. Sowohl der Pfarrer wie auch der Lehrer mussten nicht nur gegen die Widerstände der Gemeinde kämpfen, sondern auch gegen jene der Oberbehörden: Während einige Dorfbewohner aus Armut und aus geringem Interesse an Bildung die Bestrebungen des Pfarrers hinderten, unterstützte der Grosse Rat den Wunsch vieler Gemeinden, eigene Schulen zu errichten, kaum bis gar nicht.¹¹⁰

Die grosse Mehrheit der Bevölkerung in der Basler Landschaft war protestantisch. Die Konfession beeinflusste das Leseverhalten der Bevölkerung, denn die Reformation änderte das Schulwesen in einem entscheidenden Punkt: Anstatt Lateinunterricht zu lesen, übten sich die Kinder vermehrt im Deutsch. Nur noch wenige Schüler erlernten Latein. Stattdessen lasen sie die deutsche Bibel und sangen deutsche Psalmen.¹¹¹

Die Reformation brachte das Wort Gottes zwar in den Mittelpunkt der Konfession und hätte zumindest das Lesen als eigentliche Konsequenz fördern müssen, aber die reformatorischen Impulse im Schulwesen kamen in der Landschaft erst lange Zeit später. Viele Gemeinden gründeten im 17. und 18. Jahrhundert Dorfschulen. Im Jahre 1767 zählte die Basler Landschaft 42, im Jahre 1798 sogar 54 Schulen. Zur Zeit der Enquete besaßen noch 15 kleine Gemeinden keine eigene Schule und schickten ihre Kinder in die Nachbargemeinde in den Unterricht. Die Basler Kirchenordnung formulierte die enge Verbindung zwischen Kirche und Schule deutlich: Die Schule habe die Aufgabe, „der Jugend die Mittel zur Erkenntnis Gottes zu verschaffen“. Die Gemeinde solle bei der Wahl des Sigrists darauf achten, dass dieser das Lesen und Schreiben beherrsche. Die Eltern sollten ihre Kinder fleissig in die Schule schicken.¹¹²

¹⁰⁸ Schnyder 2001, 176-177.

¹⁰⁹ Zingg, Schulwesen: 107-108.

¹¹⁰ Zingg, Schulwesen: 110-113.

¹¹¹ Gauss, Liestal: 3.

¹¹² Locher, Verstand: 1-3.

Um das Lesen besser zu fördern, schrieb die Kirchenordnung im Jahre 1759 vor, dass die Gemeinde die Jugendlichen nur zum Abendmahl zulassen durfte, wenn sie das Lesen beherrschten. Deshalb gewann das Schulwesen an Bedeutung: Fand der Unterricht vorher nur im Winter statt, sollte der Lehrer nun auch im Sommer unterrichten. Ausserdem wurde für die Lehrer mehr Sold vorgesehen. Trotzdem fanden Pfarrer und Schulmeister noch im späten 18. Jahrhundert mehrere Missstände, etwa den unregelmässigen Schulbesuch oder den geringen Erfolg ihrer Lehrtätigkeit. Laut Schnyder schwankte der Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung ausserordentlich stark, und zwar je nach Region, Schicht, und Geschlecht.¹¹³

Laufen verfügte bereits seit dem späten 16. oder frühen 17. Jahrhundert über eine Schule. Weil die Nachbardsdörfer keine eigene Schule besaßen, besuchten ihre Kinder noch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die Laufener Schule. An dieser Situation war die Obrigkeit mitschuldig: Gelegentlich leistete sie Widerstand gegen einige Gemeinden, die eigene Schulen einzurichten versuchten. Gelegentlich kam das Fürstbistum den Gemeinden jedoch auch entgegen und liess zum Beispiel im Jahre 1783 eine Verordnung zur Aufstellung und „Bestallung“ der Schulmeister zu: Diese sah eine Ganztahresschule vor, die in den landwirtschaftlichen Spitzenzeiten jeweils für 14 Tage unterbrochen werden sollte.¹¹⁴

4. Das Abendmahl

Das Abendmahl hatte nicht nur kirchliche, sondern auch soziale Funktionen, wie Christian Simon darstellte: Die meisten Dorfbewohner sähen das Kommunizieren als „eine Art gesellschaftliche Pflicht“.¹¹⁵ Eine Person könnte bei einem Verstoss gegen die Kirchenordnung die Exkommunikation erhalten und am Abendmahl nicht mehr teilnehmen. Zusätzlich durfte er bei Hochzeiten nicht mehr teilhaben und sich während dieser Zeit nicht kirchlich trauen lassen.¹¹⁶

Die Exkommunikation bedeutete deshalb einen sozialen Ausschluss: Nicht nur besuchte die gesamte Gemeinde am Sonntag den Gottesdienst, sondern Anlässe wie Taufe und Hochzeit besaßen eine hohe Wichtigkeit im Dorf. Um wieder im religiösen Leben aufgenommen zu werden, musste der Gebannte um seine Wiederzulassung bemühen.¹¹⁷

Doch wie wichtig war das Abendmahl? Simon vermutete, dass seine Relevanz vom christlichen Selbstverständnis der Dorfbewohner abhing. Der Bann dauerte in der Regel zwölf Monate, wodurch der Gebannte viermal vom Abendmahl fern bleiben musste. In einigen Gemeinden und offensichtlich im späten 18. Jahrhundert verfehlte die Bannstrafe jedoch ihre Wirkung. Im Waldenburg beispielsweise strengten sich die Sünder nicht an, um die Wiederzulassung zu bitten. Das Ausschliessen vom heiligen Abendmahl schreckte sie nicht ab. Im Farnsburg sollten einige Dorfbewohner aus allen möglichen Gründen freiwillig auf das Abendmahl verzichten haben.¹¹⁸

Wie bereits erwähnt, spielte das Abendmahl in Basel noch eine weitere wichtige Rolle: Um sich voll und ganz in die Gemeinschaft integrieren zu können, muss-

¹¹³ Schnyder, Arbeit und Glaube: 180.

¹¹⁴ Schnyder, Arbeit und Glaube: 180.

¹¹⁵ Simon, Untertanenverhalten: 219.

¹¹⁶ Simon, Untertanenverhalten: 218-219.

¹¹⁷ Simon, Untertanenverhalten: 219-220.

¹¹⁸ Simon, Untertanenverhalten: 220.

ten die Kinder im 14. Lebensjahr die Schulprüfungen bestehen. Die Auswertung von 43 Antwortbögen ergab die folgende Tabelle:

Tabelle 1: Anzahl Schulen mit Prüfung vor dem Heiligen Abendmahl

Stellte die Gemeinde Bedingungen, bevor die Kinder zum Abendmahl zugelassen wurden?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43 = 100%)
ja	37	86.0%
nein	6	14.0%

Die Mehrheit der öffentlichen Schulen kannte die Leistungsprüfung vor dem heiligen Abendmahl, das heisst, dass die Kinder nur dann in die Religionsgemeinschaft dazugehörten, wenn sie die Prüfung erfolgreich absolvierten. Welche Fächer prüften der Pfarrer und der Lehrer? In der Enquete gaben die meisten Befragten nur Lesen und Schreiben als Antwort. Während die Kinder in allen Gemeinden das Lesen beherrschen mussten, verlangte nur knapp die Hälfte der Schulen, dass die Kinder schreiben konnten. In den Kapiteln „Lesen und Vorlesen“ sowie „Schreiben in Basel“ werde ich die beiden Fächer in diesem Zusammenhang näher untersuchen. Über Ausschlüsse aus der Gemeinschaft gibt die Enquete von 1798 keine Auskunft. Vielmehr deuten die Kommentare darauf hin, dass die Prüfer darauf achteten, möglichst alle Kinder zu einem erfolgreichen Abschluss zu helfen.

Teil IV: Der Stand der Schule in der Basler Landschaft

Als die neue Regierung die Schulumfrage in die Landschaft schickte, erntete sie viel Lob von den Pfarrern. Sie stimmten mit der Regierung in der Meinung überein, dass das öffentliche Schulwesen verbessert werden müsste. Nicht wenige Pfarrer galten zu dieser Zeit als Anhänger der Aufklärung: Der Pfarrer von Bretzwil schrieb in der Einleitung seiner Antwort, es sei höchste Zeit, dass das Übel der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Vorurteile der Aufklärung weiche.¹¹⁹ Aber wie sah das Schulwesen zur Zeit der Umfrage aus? In diesem Teil beschreibe ich mehrere Aspekte der öffentlichen Schulen und analysiere die Antworten der Pfarrer aus der Enquete von 1798 und der Examinationsliste von 1799.

1. Schulen und Schulhäuser

1.1. Der Unterschied zwischen Schule und Schulhaus

Im 18. Jahrhundert war es nicht selbstverständlich, dass jedes Dorf über eine eigene Schule verfügte: Viele Kinder gingen zum Nachbarsdorf in die Schule. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gründeten jedoch viele Dörfer ihre eigene Schule, weil die Zahl der Kinder zunahm und die Schulen der Nachbarsdörfer nicht mehr genügend Platz für alle Kinder boten.

Ein Dorf mit einer Schule besass nicht unbedingt ein Schulhaus: Ernst Schneider stellte zum Beispiel für den Kanton Bern fest, dass nur 69 Prozent der Schulen über ein eigenes Schulhaus verfügten.¹²⁰ Fehlte in der Gemeinde ein Schulhaus, mussten die Schulverantwortlichen eine genügend grosse Stube im Dorf mieten. Schneider zählte verschiedene Gründe auf, weshalb einige Gemeinden kein eigenes Schulhaus hatten: „Finanzielle Umstände, Kleinheit der Schulgemeinden, geringe Schülerzahl mochten die ungünstigen Verhältnisse erzeugt haben.“¹²¹ Aus meiner Untersuchung der Volksschulen in der Basler Landschaft ergibt sich noch einen vierten Grund: Da viele Schulen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegründet wurden, mussten viele Gemeinden zuerst noch die Zeit und das Budget auftreiben, um ein Schulhaus bauen zu können. Das folgende Kapitel bietet ein solches Beispiel in Bottmingen.

1.2. Ergebnisse aus der Enquete

Die Basler Landschaft überraschte mit einer hohen Schuldichte: In praktisch allen Gemeinden existierte mindestens eine öffentliche Schule. In grösseren Ortschaften wie Liestal kamen noch mehrere Privatschulen hinzu, und auch andere Orte verfügten über zusätzliche Bildungsangebote wie die Nachtschule.

¹¹⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.47: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁰ Schneider, Bernische Landschule: 51.

¹²¹ Schneider, Bernische Landschule: 51.

Dass fast alle Gemeinde eine Schule habe, bedeutet jedoch nicht, dass in jeder diesen Gemeinden ein Schulhaus stünde. Nach der Darstellung von Zingg mieteten die Schulverantwortlichen oft eine Stube oder sie liessen den Unterricht im Haus des Lehrers stattfinden.

Wie bereits erwähnt, verfügten Benken und Binningen über ein eigenes Schulhaus. In Bottmingen hingegen musste der Pfarrer eine Stube von einem Dorfbewohner mieten, damit der Lehrer einen Platz zum Unterrichten hatte. Als Grund für das fehlende Schulhaus gab der Pfarrer an, dass die Kinder von Bottmingen früher nach Binningen gingen und dort Unterricht bekamen. Die Zahl der Schülerinnen und Schüler nahm jedoch stetig zu, das Schulhaus in Binningen bot nicht mehr genug Platz für alle Kinder. Ab 1756 führte Bottmingen deshalb eine eigene Schule, jedoch bis zum Zeitpunkt der Umfrage im Jahre 1798 ohne eigenständiges Schulhaus.¹²²

Die neue Regierung fragte die Gemeinden auch nach der Bequemlichkeit der Schulstube. Die Antworten der Pfarrer offenbarten, dass viele Stuben nicht genügend Platz boten. Muttenz besass zum Beispiel ein Schulhaus, das neun Jahre vor der Umfrage repariert und neu eingerichtet wurde. Die eingerichtete Stube entsprach jedoch nicht den Bedürfnissen des Lehrers und verfügte nicht über genügend Raum für die Kinder, um bequem schreiben zu können.¹²³ Auch in Pratteln beklagte der Pfarrer, dass das eigene Schulhaus zwar bequem eingerichtet, aber zu klein für alle Kinder sei.¹²⁴ Offensichtlich kämpften grosse Gemeinden wie Muttenz und Pratteln mit Platzmangel, aber auch in kleineren Gemeinden konnten nicht alle Kinder davon ausgehen, dass die Stube gross genug für alle war. Aus Binningen kam die Antwort, dass die Schülerinnen und Schüler derart gedrängt sassen, dass sie „kaum rühren, geschweige bequem schreiben“ konnten.¹²⁵ Aber nicht alle Orte beklagten sich über zu kleine Schulstuben: Der Pfarrer in Benken antwortete auf die Frage, ob die Stube bequem eingerichtet sei, lapidar mit „Ja“.¹²⁶

Ob eine Gemeinde ein Schulhaus besass, sagte nichts über die Bequemlichkeit der Stube aus. Im Gegensatz zu den Gemeinden Muttenz, Pratteln und Binningen hatte Münchenstein kein eigenes Schulhaus, dennoch versicherte der Pfarrer, dass die für den Unterricht genutzte Stube bequem eingerichtet sei.¹²⁷

Einige Gemeinden sorgten um den Unterhalt des Schulhauses, andere übergaben die Verantwortung dem Lehrer. Da die Kinder im Winter in die Schule gingen, benötigte der Lehrer Holz, um die Stube zu beheizen. Die meisten Schulen erhielten von der Gemeinde Holz, aber nicht selten klagten die Lehrer über die zu geringe Holzmenge oder die schlechte Holzqualität. In Muttenz zum Beispiel erhielt der Schulmeister zwei Klafter und zweihundert Wellen Holz. Da die Menge aber mehrheitlich statt aus Buchen- nur aus Eschenholz bestehe, müsse der Lehrer aus seinem eigenen Geld gutes Holz dazukaufen, berichtete der Pfarrer. Offensichtlich genügte das Eschenholz nicht, um die Stube über den ganzen Winter zu beheizen.¹²⁸

Während in einigen Orten die Lehrer das Holz direkt von der Gemeinde bekamen, mussten die Lehrer in anderen Gemeinden von den Kindern Holzgeld beziehen. In Binningen bekam der Lehrer von jedem Schulkind jährlich 8 Batzen, aus-

¹²² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 184: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 196: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 39: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁶ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 27: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁷ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 176: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹²⁸ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 184: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

serdem erhielt er für jedes armes Kind 6 Batzen aus dem Armengut. Mit dieser Geldmenge kaufte er sich das notwendige Holz.¹²⁹

2. Die Schulzeit

2.1. Aspekte der Schulzeit

Der Begriff „Schulzeit“ enthält verschiedene Aspekte: den Dauer der Schule an einem Tag, die Anzahl Schultage in einer Woche, und den Schulbesuch in den verschiedenen Jahreszeiten. Die Schulen im 18. Jahrhundert mussten auf die Lebensweise der Kinder Rücksicht nehmen, denn eine arbeitsfreie Kindheit kannten nur ganz wenige, wohlhabende Schülerinnen und Schüler. In der Landschaft beteiligten sich die Kinder in der Regel an der Arbeit ihrer Eltern oder halfen auf andere Weise mit, um die Familie zu entlasten.

Die Schulzeit bestand nach der Darstellung von Ernst Schneider aus zwei gesonderten Teilen: aus der Winterschule und aus der Sommerschule. Schneider kritisierte in seiner Untersuchung zu den Berner Schulen am Ende des 18. Jahrhunderts, dass die Schulen im Sommer nur wenige Stunden in der Woche unterrichteten und nicht selten den Unterricht nur am Sonntag oder in den Regentagen führten.¹³⁰ Aber wie sah die Situation in der Basler Landschaft aus?

2.2. Ergebnisse aus der Enquete

In mehreren Orten hielten die Schulen sowohl im Winter als auch im Sommer Unterricht. Nicht überraschend lehrten die Lehrer im Sommer weniger als im Winter: In Bottmingen zum Beispiel gingen die Kinder im Winter sowohl am Vormittag als auch am Nachmittag in die Schule, aber im Sommer fand der Unterricht nur am Vormittag statt.¹³¹ Der Pfarrer in Benken erwähnte, dass während der Sommerschulzeit mehrere Tage Ferien vorgesehen waren: 8 Tage in der Heuzeit, 14 in der Erntezeit, und weitere 14 Tage im Herbst.¹³²

In der Regel besuchten die Kinder die Schule täglich ausser am Samstag und Sonntag. In Benken gingen die Schülerinnen und Schüler allerdings auch am Samstagvormittag in die Schule, dafür durften sie am Donnerstag bereits am Mittag die Schule verlassen.¹³³ Einige Gemeinden kannten auch die Sonntagsschule: Aus Bottmingen kam die Antwort, dass die Gemeinde zusammen mit Binningen ganzjährig eine solche Schule führte.¹³⁴ Muttenz bot ebenfalls Unterricht am Sonntag an.¹³⁵ Die Kirchenordnung erwähnte die Sonntagsschule nicht, deshalb mussten sich die Eltern wahrscheinlich nicht verpflichten, ihre Kinder am Sonntag in die Schule zu schicken. Da die Binninger und Bottminger Kinder die Schule am Sonntag ge-

¹²⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 39: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³⁰ Schneider, Bernische Landschulen: 118-119.

¹³¹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 44: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 28: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 28: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 44: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 185: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

meinsam besuchten, nahmen wahrscheinlich nur wenige Mädchen und Knaben an diesem Tag am Unterricht teil.

Nach der Darstellung von Johann Wahrmond Hess schrieb die Kirchenordnung von 1759 vor, in der Schule wöchentlich 19 Stunden Unterricht zu führen. Die Antworten aus der Enquete ergaben jedoch kein einheitliches Bild: Während die Kinder in Benken sowohl am Vormittag als auch am Nachmittag zwei Stunden lang in der Schule verweilten, unterrichtete der Lehrer in Bottmingen drei Stunden am Vormittag und zwei am Nachmittag. Noch längere Schultage kannten die Gemeinden Muttenz und Pratteln, die in der Umfrage antwortete, täglich insgesamt sechs Stunden Unterricht zu halten.¹³⁶ Die Pfarrer dieser Gemeinden gaben jedoch nicht an, ob alle Kinder jeden Tag sechs Stunden besuchen mussten oder ob der Lehrer sich in einigen Stunden nur um die Buchstabierer, und in anderen Stunden nur um die Leser kümmerte.

3. Die Lehrer

Vor der Jahrhundertwende genossen die wenigsten Lehrer auf der Basler Landschaft eine eigentliche Lehrerbildung: Eine Person galt für die Arbeit als qualifiziert, wenn sie lesen und schreiben konnte sowie sich etwas im Katechismus und Nachtmahlbüchlein auskannte. Oft hatte ein Lehrer einen Schulmeister als Vater und arbeitete bereits in der Jugend als Aushilfe mit. Der Beruf wurde oft weitervererbt und in der Regel von Männern ausgeübt.¹³⁷ In den untersuchten Schulen gab keine einzige Lehrerin Unterricht. Manche Lehrer hatten zum Zeitpunkt der Befragung bereits ein hohes Alter erreicht, zum Beispiel jener in Binningen: In der Enquete hiess es, er sei 67 Jahre alt und unterrichte schon 42 Jahre lang als Schulmeister.¹³⁸ Auf der anderen Seite stellte Bottmingen einen jungen 23 jährigen Mann ein, der aus Binningen kam und die Stelle als Lehrer annahm, weil sich kein anderer Dorfbewohner um die Stelle beworben hatte.¹³⁹

Die Lehrer mussten sich vor der Einstellung von einer oder in einigen Gemeinden von mehreren höheren Instanzen bestätigen lassen und blieben dann in der Regel auf Lebenszeit eingestellt. In Benken wählte zum Beispiel der Pfarrer den Lehrer, und das Deputatenamt bestätigte die Wahl.¹⁴⁰ In anderen Gemeinden stimmten die Dorfbewohner ab, ob sie mit der Wahl des Pfarrers einverstanden waren. In Binningen zum Beispiel wählten die Einwohner den Lehrer in Gegenwart des Landvogts und des Pfarrers.¹⁴¹

Grundsätzlich achtete der Pfarrer besonders darauf, dass der neue Lehrer das Vertrauen im Dorf genoss, da die Besoldung des Lehrers von den Eltern der Schulkinder abhing. Die meisten Lehrer lebten schon vor ihrer Einstellung im Dorf, die Schulverantwortlichen suchten nur dann eine auswärtige Lehrkraft, wenn sie im Dorf keinen geeigneten Kandidaten fanden oder kein Dorfbewohner sich für diese Stelle meldete. Aus diesem Grund hatte der Pfarrer in Bottmingen einen jungen

¹³⁶ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 185 und S. 196: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³⁷ Zingg, Schulwesen: 49-50.

¹³⁸ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 39: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹³⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴⁰ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 27: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴¹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 39: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

Mann aus dem Nachbarsdorf geholt und bildete ihn seither als Lehrer aus.¹⁴² Auch Bürger der Stadt Basel konnten in der Landschaft als Lehrer arbeiten, die Einwohner in Muttenz wählten zum Beispiel einen jungen Mann aus Basel.¹⁴³

3.1. Die Anforderungen an den Lehrer

Wenn ein Pfarrer einen neuen Schulmeister einstellte, achtete er besonders auf den Lebenswandel dieser Person: Ein Lehrer musste sich gottesfürchtig und tüchtig zeigen, sowohl rechtschaffen als auch untadelig sein, und über eine gute Integration im Dorf verfügen. Die Charaktereigenschaften beeinflussten offensichtlich die Lehrerauswahl mehr als die fachliche Kompetenz. Was den Lebenswandel betraf, deuteten die meisten Antworten aus der Enquete auf eine hohe Zufriedenheit hin. So beschrieb der Pfarrer in Pratteln, dass der Lehrer tüchtig lehre und sein Wandel sehr gut sei. Fachlich zeigte der bereits 36-jährige Schulmeister aber noch Defizite: Zwar arbeite er tüchtig mit den Schulkindern in Lesen, Schreiben und Singen, aber er müsse noch mehr lernen, vor allem in Rechnen.¹⁴⁴ Die meisten organisierten Lehrerausbildungen entstanden erst später, bis zum Zeitpunkt der Befragung galt der Lehrer als Assistent des Pfarrers und eignete sich deshalb sein Fachwissen zu einem grossen Teil bei ihm an. Von diesem Fall berichtete der Pfarrer in Bottmingen, der dem jungen Lehrer Schwächen in Singen und Rechnen attestierte und ihm das Lehren stetig beibrachte.¹⁴⁵

Die Pfarrer machten in der Enquete auf die fehlende Ausbildung der Lehrkräfte aufmerksam. Da die Lehrer sich bisher den Beruf in der Regel in ihrem Heimatdorf aneigneten, zielten die pragmatischen Vorschläge darauf, wie ein Pfarrer einen Lehrer besser im Unterrichten unterstützen könnte. Allerdings wussten nicht wenige Pfarrer von der Lehrerausbildung in anderen Reichen Bescheid, wie zum Beispiel jene in Baden und Württemberg. An Vorschlägen für die Errichtung einer solchen Institution in der Landschaft Basel mangelte es deshalb nicht.¹⁴⁶

Nach den vielfältigen Wünschen und Anregungen zu schliessen, hatten die Pfarrer laut Zingg „nicht nur grosses Verständnis für das Erziehungswesen und grosse pädagogische Erfahrung“, sondern sie hatten „das Herz am rechten Fleck“, denn sie brachten „der Schule und der Jugendbildung und auch dem Lehrer warme und thatkräftige Liebe“ entgegen und würden „ein praktisches Christentum“ lehren und üben.¹⁴⁷

Wie stand es mit den Fähigkeiten der Lehrer? Das Lesen mussten sie unbedingt beherrschen, weshalb die meisten genügend bis gut und nur wenige, meist ältere, mittelmässig bis dürftig lesen konnten. Auch konnte die Mehrheit aller Schulmeister schreiben. Damit erfüllten die meisten den Mindestanspruch, den die Gemeinde an einen Lehrer stellen konnte. Das Singen machte einen wichtigen Teil des Unterrichts aus, jedoch mangelte es vielen Lehrern an dieser Fähigkeit, weshalb die Gemeinde oft einen „Vorsinger“ engagierte.¹⁴⁸

¹⁴² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 184: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 196: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁴⁶ Zingg, Schulwesen: 136-137.

¹⁴⁷ Zingg, Schulwesen: 142.

¹⁴⁸ Zingg, Schulwesen: 52-53.

Der Lehrer begnügte sich in der Regel damit, die Kinder mit mechanischen Leseübungen zu beschäftigen. Zingg behauptete: „Ein Eingehen auf den Inhalt, ein erklärendes Abfragen und eine Reproduktion des Gelesenen fand man nur in einer beschränkten Anzahl von besseren Schulen.“¹⁴⁹ Allerdings mussten die Lehrer oft eine grosse Zahl von Schülerinnen und Schülern unterrichten, die nicht nur unterschiedlich alt waren, sondern auch eigenständig lernten. Die Lehrer konnten die neuen Lehrmethoden gar nicht umsetzen, so lange die Lernverhältnisse den Lehrer auf diese Weise belasteten.

3.2. Die Besoldung

In der Enquete klagten die Pfarrer oft über die schlechte Besoldung des Lehrers. Aber was erhielten die Lehrer als Sold? Die meisten bekamen nicht nur Geld für ihre Arbeit, sondern der Sold setzte sich neben der Bezahlung in Geld noch aus Naturalien zusammen. Ausserdem gaben die Gemeinden nicht selten ein Stück Land, das der Lehrer für seinen eigenen Nutzen bearbeiten konnte. In der Regel setzten sich die Besoldungen aus verschiedenen Gütern und Geldern zusammen und liessen sich nur schwer miteinander vergleichen. Der Lehrerlohn in Muttenz galt nach der Meinung von Zingg¹⁵⁰ als ein Beispiel für eine schlechte Besoldung: Der Lehrer bezog für seine Schuldienste nur Naturalien, nämlich 12 Vierzel Korn, 4 Saum Wein und 4 Klafter Buchenholz.¹⁵¹ Dazu bekam er von der Gemeinde noch einen Krautgarten und eine halbe Matte Land.¹⁵² Im Vergleich mit seinem Kollegen in Muttenz erging es dem Lehrer von Riehen besser, denn er erhielt nicht nur 10 Vierzel Korn, 4 Saum Wein, 2 Klafter Holz und 300 Wellen, sondern auch 63 Pfund in Geld. Ausserdem standen ihm noch 1 Tauer Matte und ein Vierling Reben zur Verfügung, und für eine Extrastunde monatlich durfte er 1 Neuthaler beziehen.¹⁵³ Dieses Einkommen stand allerdings in keinem Verhältnis mit jenem der Pfarrer, die durchschnittlich 1'000 Pfund verdienten.¹⁵⁴

Neben der Schule mussten die Lehrer ihre Felder bestellen, falls ihre Gemeinde ihnen den Platz für Ackerbau zur Verfügung stellte. Von ihrer Besoldung konnten nur wenige Lehrer leben, nicht selten arbeiteten sie noch zusätzlich als Vorsinger, einige wenige übten noch das Amt eines Sigrists aus.

Häufig hatte ein Lehrer nicht nur einen Arbeitgeber, stattdessen gaben die Eltern der Schülerinnen und Schüler ihm den Sold direkt. In Bottmingen erhielt der Lehrer jährlich für jedes Kind ein Sester Korn und wöchentlich einen Schilling. Dazu garantierte das Deputatenamt ihm 15 Pfund pro Jahr, und der Pfarrer gab ihm jährlich 10 Pfund aus dem Kirchengut und Nutzniessungsrecht für eine Viertel Matte.¹⁵⁵ Die Pfarrer kritisierten diese Praxis, welche die Besoldung des Lehrers von der Anzahl besuchender Kinder abhängig machte, weil die Eltern dazu tendierten, die Kinder früh von der Schule zu holen. Die armen Eltern wollten mit der frühen Entlassung nicht nur das Schulgeld sparen, sondern auch das Schulmaterial. Aus die-

¹⁴⁹ Zingg, Schulwesen: 74.

¹⁵⁰ Zingg, Schulwesen: 24.

¹⁵¹ 1 Vierzel = 2 Säcke; das Vierzel wurde im Jahr 1799 zu 12 Franken, der Saum Wein zu 28 Franken gewertet. Siehe Zingg, Schulwesen: 24.

¹⁵² StABL, AA 1012, 07.01.01, S.184-185: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁵³ Zingg, Schulwesen: 25.

¹⁵⁴ Zingg, Schulwesen: 31.

¹⁵⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

sem Grund schlugen einige Pfarrer vor, das benötigte Schulmaterial im Kollektiv zu kaufen und gleichmässig an die Schülerinnen und Schüler zu verteilen.¹⁵⁶

Weil die armen Leute das Schulgeld nicht bezahlen konnten, bezahlte die Gemeinde den Lehrer mit einem geringen Teil des Armengutes, wenn er die armen Kinder unterrichtete. Die Schulbücher mussten die armen Eltern aber selber kaufen.

Viele Eltern sahen in der Schulbildung nicht nur wenig Nutzen für das Leben ihrer Kinder, sondern betrachteten die Schule vor allem als eine grosse finanzielle Last: Huggel rechnete die Schulgebühr für Zeglingen um, demnach kostete der Unterricht während eines ganzen Winters etwa so viel wie der Kauf einer Ziege.¹⁵⁷ Das Schulgeld sorgte deshalb oft für Missstimmungen im Dorf, weshalb einige Pfarrer die Abschaffung des Schulgeldes und eine direkte Besoldung durch den Staat forderten. Die Landleute empfanden eine Übernahme sämtlicher Schulausgaben durch den Staat als gerecht, sie gingen mit dieser Forderung jedoch an der damaligen politischen Realität vorbei.¹⁵⁸

3.3. Die Wohnung des Lehrers

Häufig stellten die Gemeinden für ihre Lehrer eine Wohnung bereit: Manche Schulmeister konnten ein eigenes Haus beziehen, andere bekamen einen Raum innerhalb des Schulhauses. Pratteln verfügte über eine freie, für den Lehrer bestimmte Wohnung mit einer Stube, einer kleinen Küche und einem kleinen Keller. Allerdings, so ergänzte der Pfarrer, habe sie weder Scheune noch Stallung.¹⁵⁹ In einigen Fällen gewährte die Gemeinde dem Lehrer keine freie Behausung im Dorf, wie der Fall in Bottmingen zeigte: Statt in einer eigenen Wohnung leben zu können, schlief er noch bei seinen Eltern in Binningen und musste jeden Tag den Weg von dort nach Bottmingen hin- und zurückgehen. Ob die Gemeinde ihn für den Verzicht auf eine Behausung entschädigte? Die Enquete gab dazu keine Antwort, seine Stelle als Lehrer könnte der junge Mann jedoch unter anderem aus dem Grund erhalten haben, dass die Gemeinde ihm keine freie Wohnung zur Verfügung stellen musste.¹⁶⁰

4. Die Kinder im 18. Jahrhundert

Die Kinderzahlen einer Familie blieben bis ins 18. Jahrhundert sehr hoch. Mehrere Beispiele weisen darauf hin: Der „Lismer“ Christen Pfeiffer lebte mit seiner Frau Anna in Bretzwil und hatte 13 Kinder. Sie gebar sie zwischen 1694 bis 1716, das Jüngste bekam sie im Alter von 45 Jahren.¹⁶¹ Erhard Schneider, geboren im Jahre 1745, arbeitete als Lehrer in Sissach und Muttenz und zog 16 Kinder auf. Gleich viele konnten der Krämer und Tuchhändler Johannes Bider von Langenthal und seine Frau Julia als ihre Kinder aufzählen.¹⁶²

¹⁵⁶ Zingg, Schulwesen: 131-132.

¹⁵⁷ Huggel Einschlagsbewegung: 461.

¹⁵⁸ Zingg Schulwesen: 117-120.

¹⁵⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.196: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁶⁰ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.43: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

¹⁶¹ Schnyder, Lebensformen: 123.

¹⁶² Schneider, bernische Landschule: 13.

Nur sehr selten konnte eine Familie jedoch alle ihre Kinder bis zum Erwachsenenalter aufziehen. In Gelterkinden musste der Pfarrer im Jahre 1703 elf Personen bestatten, darunter waren eine Totgeburt, fünf Kinder unter zwei Jahren und ein weiteres von viereinhalb Jahren. Noch im Jahre 1870 starben 24 Prozent der Neugeborenen noch vor dem ersten Lebensjahr in der Basler Landschaft.¹⁶³ Samuel Huggel fand für das Amt Waldenburg in den Jahren zwischen 1785 bis 1790 heraus, dass eine Familie im Schnitt drei Kinder über die ersten Lebensjahre brachte.¹⁶⁴

4.1. Erziehung und Kindheit

Die Kindererziehung hiess nach älterem Sprachgebrauch die Kinderzucht. Die Pfarrer kritisierten die Erziehungsarbeit der Eltern: Der Gelterkinder Pfarrer schrieb im Jahre 1781, „dass dem Landvolk an der Aufklärung seines Verstandes so wenig gelegen ist, als an der Besserung seines Herzens und dass dasselbe um nichts weniger sich bekümmere als um die Auferziehung seiner Kinder.“¹⁶⁵

Im Jahr 1791 hiess es gar: „Unstreitig ist es, dass es um die Kinderzucht in den meisten Haushaltungen auf dem Lande [...] recht erbärmlich aussieht [...]. Die Ältern [Eltern] machen sich bey ihren Kindern verächtlich durch das böse Exempel, da sie in ihrer Gegenwart mit einander hadern und zanken, einander schelten und schmähen, raufen und schlagen, über einander fluchen, betrunken nach Hause kommen usw.“¹⁶⁶

Anders als die Herren und Beamten erinnerten sich die Dorfbewohner jedoch oft an eine gute Kindheit. Der 1788 geborene Sohn eines armen Posamenters schrieb: „Der Vater war unermüdlich bei seiner Arbeit, und die mütterliche Sorge für unser Wohl hatte keine Grenze. Nicht nur suchte sie uns von allen Lastern rein zu erhalten, sondern auch jede christliche Tugend uns einzuflössen, war ihre grösste Sorge und der Hauptzweck, uns für den Himmel zu erziehen.“¹⁶⁷

Ähnlich äusserte sich ein armer Leinenwebersohn im Jahre 1813: „Mein Vater war ein arbeitsamer, frommer, gottesfürchtiger Mann, und es war sein Bestreben, auch uns Geschwister zu solchen Menschen heranzubilden [...]. Was man heute feine Bildung heisst, ging meinen Eltern bei ihrer Kindererziehung ab. Aber etwas erhielten wir von unsern lieben Eltern: Gewöhnung an Arbeit und Genügsamkeit, eine christliche Erziehung und – den elterlichen Segen.“¹⁶⁸ Er machte in dieser Aussage eine explizite Unterscheidung zwischen Erziehung und Bildung. Offensichtlich verfügten die Eltern nicht über die schulische Bildung oder hielten es für nicht notwendig, ihren Kindern diese beizubringen. Die Armut verhinderte die Erziehungsarbeit, denn die Eltern kümmerten sich hauptsächlich um den Erwerb. Die mit der Armut verbundenen hygienischen Mängel deuteten nicht nur darauf hin, dass die Eltern die Kinder vernachlässigten, sondern gefährdeten auch die Gesundheit der armen Familien. Ein Pfarrer in Lauwil schrieb im Jahre 1806 über „die allen Glauben übersteigende äusserste Armuth ihres Dörfchens, von welcher sich in der That niemand einen Begriff machen kann, der sie nicht selbst als Augenzeuge gese-

¹⁶³ Hunger, *Jenseits*: 25.

¹⁶⁴ Huggel, *Einschlagsbewegung*: 772.

¹⁶⁵ StABS, KiArch A 4, 117: 1781.

¹⁶⁶ StABS, KiArch A 17, Nr. 4c: 1787 – Visitation 1784-87.

¹⁶⁷ Kradolfer, *Lehrerleben*: 58f.

¹⁶⁸ Graf, *Buus*: 38.

hen.“¹⁶⁹ Eine Folge der Armut stellte das Betteln dar: Bubendorf als auch Ziefen galten 1784 als Bettlergemeinden.¹⁷⁰ Bürger in der Gemeinde führten von Zeit zu Zeit Betteljagden aus, um fremde Bettler – sogenannte Landläufer – aus der Gegend zu vertreiben.¹⁷¹

4.2. Kinder in Armut und Krankheit

Armennot, Krankheiten und Verwahrlosung bedingten sich gegenseitig. In einem pfarrherrlichen Rapport von 1799 stand: „In ihren Häusern sowohl als an ihrem Leibe scheinen sie in der äussersten Unreinlichkeit mit den Ostiaken und Hottentotten zu wetteifern.“¹⁷² Nicht überraschend lagen die Kindersterblichkeitsziffern sehr hoch: Zwischen 1790 bis 1799 erreichten in Oltingen und Bretzwil 36 bis 38 Prozent der Kinder das 16. Lebensjahr nicht. Zwar konnten die zwei Orte in manchen Jahrzehnten tiefere Sterblichkeitsziffern vorweisen, dennoch brachte der untersuchte Zeitraum von 1730 bis 1799 einen Schnitt von über 30 Prozent hervor. Viele Kinderkrankheiten konnten sich in der Schule verbreiten: beispielsweise Kindsblattern oder Pocken, Gichtern oder Steckhusten. Unter Gichtern verstand Viktor Abt-Frössl Krämpfe, unter Steckhusten könnte Keuchhusten gemeint sein. Eine weitere Krankheit, die Rote Ruhr, trat epidemisch auf und liess viele, vor allem junge Menschen sterben. Ihr Auftreten hing wahrscheinlich mit der Trinkwasserqualität zusammen.¹⁷³ Armut und Krankheit führten sehr oft zu einer gesellschaftlichen Ausgrenzung: Arme Kinder waren „so liederlich gekleidet, dass sie nicht zur Schule gehen konnten.“¹⁷⁴

Aufgrund der harten Lebensbedingungen erwies sich die strenge Zucht nach der Darstellung von Edward Strübin als lebensnotwendig. In seinem Buch „Kinderleben im alten Baselbiet“ schrieb er: „Aber schon früh setzt die ‚Zucht‘ ein. Sie kreiste um die zwei Begriffe Folge (Gehorchen) und Schaffe (Arbeiten). [...] Voraussetzung war die elterliche Autorität, die grundsätzlich nicht in Frage stand. Autorität drückte sich äusserlich durch Distanz aus.“¹⁷⁵

Arbeit prägte nicht nur das Leben der Eltern, sondern auch jenes der Kinder. In die Arbeit wuchsen die Kleinen rasch hinein: Die Eltern machten die Arbeit vor, die Kinder ahmten ihnen nach. Zu den wichtigsten Arbeitsmöglichkeiten gehörten die Hausarbeit, der Landbau und das Seidenbandweben. Sie bestimmten einen grossen Teil der Kindheit, oft begann das Arbeiten bereits im fünften Lebensjahr.¹⁷⁶ Grosse Teile der Bevölkerung lebten am Existenzminimum. Die Kinder mussten deshalb beim Seidenbandweben und in der Landwirtschaft mithelfen, um die Familie zu unterstützen.

Bereits im 18. Jahrhundert arbeiteten zahlreiche Kinder in Fabriken. Folgerichtig klagten viele Pfarrer und Lehrer über ihre Absenzen in der öffentlichen Schule. 1787 gab es eine Beschwerde über „die bei vielen Eltern in ihren Gemeinden einreissende Gewohnheit, schon siebenjährige Kinder auf Fabriques zu schicken,

¹⁶⁹ Martin, Pestalozzi: 111.

¹⁷⁰ StABS, KiArch HH 17: 1784.

¹⁷¹ Strübin, Kinderleben: 95.

¹⁷² Hess, Landschaft: 252.

¹⁷³ Abt-Frössl, Agrarrevolution: 82-88.

¹⁷⁴ StABL, L 64, 426: 29.2.1792 – Känerkinder.

¹⁷⁵ Strübin, Kinderleben: 110.

¹⁷⁶ Strübin, Kinderleben: 117.

da sie denn unmöglich mehr den hinlänglichen Unterricht im Lesen erhalten könnten.“¹⁷⁷ Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert dämmte der Erziehungsdirektor Emil Frey diese Missstände mit dem ersten Fabrikgesetz in der Basel Landschaft ein. Dieses Gesetz war laut Eduard Strübin eines der ersten schweizerischen Jugendschutzgesetze.¹⁷⁸ Die Posamenterei bestimmte viele Kinderleben bis ins Ende des 19. Jahrhunderts hinein. Eine typische Kinderarbeit in einer Posamentenfamilie bestand darin, die vom Seidenherrn gelieferten Spulen auf die kleinen Spulen des Spulrades umzuhaspeln. Diese Arbeit galt nicht nur als monoton, sondern auch als gesundheitsschädigend, weil die Kinder sehr lange in gleicher Stellung sitzen mussten.¹⁷⁹

4.3. Die Beziehung der Kinder zur Religion

Obwohl die Religion eine wichtige Position im Leben des 18. Jahrhundert einnahm, klagten die Pfarrer nicht selten über „eine grosse Anzahl gottloser, atheistischer Personen, bey denen alle Vermahnung und Zuspruch fruchtlos seien, so geschehen um 1751.“¹⁸⁰

Die Kirche achtete deshalb darauf, dass die Kinder sowohl in der Schule als auch zu Hause die Bibel, die Gebets- und Andachtsbücher lasen. Oft benutzten die Familien die Bücher über Generationen hinweg und vererbten sie weiter. Der Bretzwiler Chirurg Althaus erhielt zum Beispiel von seinem Schwiegervater „die grosse Bilderbibel und das Buch von dem menschlichen Elend und den vier Hauptreligionen.“¹⁸¹ Der Pfarrer sah es als seine Pflicht, die Kinder in den Glauben einzuführen. Die Admission, das heisst die Zulassung zum heiligen Abendmahl, war sein Ziel. Er prüfte die Mädchen und Knaben, indem er sie den Katechismus abfragte. Das Lesen und Schreiben brachte allerdings sein Untergegebener, der Schulmeister, den Kindern bei.¹⁸²

Die Schulvisitation von 1784 in Wenslingen brachte folgende Resultate der Schüler hervor: „Einige lesen ordentlich im neuen Testament, sagen den Katechismus auf und lernen gut schreiben. Singen und Rechnen lernen sie nicht, weil es der Schulmeister selbst nicht kann.“¹⁸³ Um Unterricht geben zu dürfen, musste ein Lehrer zu diesem Zeitpunkt weder singen noch rechnen können. In den Kapiteln „Singen“ und „Rechnen“ gehe ich näher auf dieses Thema ein. In der Regel lernten sowohl Knaben als auch Mädchen den gleichen Schulstoff, allerdings nahmen in manchen Schulen nur Knaben am Rechenunterricht teil, und in ganz wenigen Orten durften die Mädchen selbst das Schreiben nicht lernen. Ein Anwiler Lehrer wollte zum Beispiel um 1800 auch den Mädchen das Schreiben beibringen, aber die Eltern wehrten sich dagegen, denn „sie würden es dann nur zu Liebesbriefen anwenden.“¹⁸⁴

Die reformierte Kirche verstand die feierliche Konfirmation der Jugendlichen als Ritus des Erwachsenwerdens. Zwar bedeutete dieser Übergangsritus für die

¹⁷⁷ StABL, Altes Archiv, Akten II F Allgemeines: 31.5.1787 – Acta des Liestaler und Münchensteiner Spezialkapitels.

¹⁷⁸ Strübin, Kinderleben: 128.

¹⁷⁹ Strübin, Kinderleben: 123-124.

¹⁸⁰ StABS, KiArch HH 15,1: 1707 – Farnsburger Kapitel.

¹⁸¹ Strübin, Kinderleben: 134.

¹⁸² Strübin, Kinderleben: 135-136.

¹⁸³ StABS, ErzAct EE 1: 1806 – Visitationen 1784-86.

¹⁸⁴ StABS, ErzAct, EE 1: 1808 – Visitation der Landschulen, Rapport.

Kirche in erster Linie die Aufnahme zu den mündigen Tischgenossen des Herrn. Die Bürger und Bürgerinnen sahen die Konfirmation jedoch als den Übergang aus der Kindheit in den Stand der ledigen Erwachsenen. Ursprünglich hielt diese Handlung keine öffentliche Funktion inne, sondern war rein geistlicher Art. Die Admission setzte gute Kenntnisse der Glaubenslehre voraus, deshalb lernten die Kinder jahrelang das Basler Nachtmahlbüchlein auswendig.¹⁸⁵

Die Kirchenordnung aus dem Jahre 1725 führte eine entscheidende Neuerung ein: Sie forderte, dass die jungen Leute „in der Haltung des Heil. Abendmahls allernächst vorhergehenden Kinder-Lehr von dem Prediger offensichtlich zugelassen, und sie dabey ihres gethanen Tauff-Gelübds ernstlich erinnert werden.“¹⁸⁶ Die Admission und die Taufe bildeten nun zusammen die Konfirmation, das heisst, die Jugendlichen bestätigen ihr Taufgelübde durch ein persönliches Bekenntnis.

Die Schule war Jahrhunderte lang von der Kirche abhängig. Erst dreissig Jahre nach der Helvetik emanzipierte sie sich von der Kirche und entwickelte sich zu einer eigenen Institution, nämlich in der Zeit der Regeneration. Laut Strübin „schlug die Stunde der modernen schweizerischen Volksschule“ in den meisten Kantonen mit der Ablösung des konservativen Ratsherrenregiments durch die liberal-demokratische Volksherrschaft.¹⁸⁷

5. Sitten, Aufführung und Reinlichkeit: Ordnung und Hygiene in der Schule

Die neue Basler Regierung wollte nicht nur wissen, in wie vielen verschiedenen Fächern der Lehrer unterrichtete, wie der Stundenplan aussah, und ob die Schülerinnen und Schüler Prüfungen bestehen mussten. Sie interessierte sich auch für die räumlichen Verhältnisse des Schulhauses sowie für die Sitten und Aufführung innerhalb der Schule. Damit meinte die Regierung nicht nur die Lerndisziplin und Verhaltensweise der Kinder, sondern auch die Hygiene in der Schule.

Der Unterricht fand mehrheitlich in einem Schulhaus statt, die Räumlichkeit beeinflusste das Lernen wesentlich. Der Schulraum musste über eine genügende Grösse verfügen, um den vielen Kindern Platz zum Lernen bieten zu können. Entsprachen die untersuchten Volksschulhäuser jedoch dieser Anforderung? In der Enquete zu den Schulen in der Basler Landschaft schrieb der Pfarrer Sebastian Spörlin über die Schulstube in Tenniken: „Schon der Eintritt in die schmutzige Schulstube, die durch ein zweyschläfiges Beth und andere hausrätliche Sachen verstellt ist, war nichts weniger als anlockend, und vollends eckelhaft der Anblick so vieler zerbrochener mit Papier verkleibter Fensterscheiben, als 31 äusserst zusammengedrängter und meist jämmerlich zerfetzter Schüler; worunter 4 Schreibschüler waren, die in der finstersten Ecke des Zimmers sassen, der bösen Luft, die man einathmete und des Ungeziefers, das man aufzulesen besorgen musste, nicht zu gedenken“¹⁸⁸.

Die Armut war sowohl für die schlechte Hygiene in der Schule als auch für die zu kleinen Räumlichkeiten verantwortlich. Der Zustand der Schulgebäude war in manchen Landgemeinden schlecht und schränkte nicht nur die Schulleitung ein, sondern schadete auch der Gesundheit der Schüler und Lehrer. Der Pfarrer Abel Merian in Bretzwil schrieb: „Ueberhaupt bin ich fest davon überzeugt, dass so lange

¹⁸⁵ Strübin, Kinderleben: 303.

¹⁸⁶ Burckhardt-Seebass, Konfirmation: 37.

¹⁸⁷ Strübin, Kinderleben: 154.

¹⁸⁸ Zingg, Schulwesen: 20.

die Schweineställe, oder welches ganz synonym ist, die engen säuischen Wohnstuben nicht alle ohne Ausnahme mit heissem Wasser abgewaschen und mit Vitriolsäure durchräuchert, das alte, stinkende, vermoderte Stroh aus den Bettstätten verbrannt und frisches dafür angeschafft, die schmutzigen Küssen [Kissen], Deckbetten, Leintücher sauber gewaschen und öfters der freyen Luft ausgesetzt (werden), so lange kann und wird die unselige Seuche in Lauwil nicht aufhören.“¹⁸⁹

Auch die Schulen anderer Kantone hatten ähnlich schlechte hygienische Verhältnisse. Georges Panchaud stellte fest, dass die Leute zu jener Zeit im Waadtland nicht über die Ursachen der Epidemien Bescheid wussten, weshalb sie die Plagen mit Fatalismus akzeptierten. Die Schule konnte als Institution die Lebensweise der Bevölkerung nur insofern beeinflussen, als dass sie von den Schülerinnen und Schülern Sorge um die Sauberkeit forderte.¹⁹⁰

Die zu kleinen Räume und die zu grosse Schülerzahl behinderten die Anstrengungen der Schulreformer. Niklaus von Brunn, Pfarrer in Liestal, bat die Basler Schulbehörde, etwas gegen die beschwerlichen Zustände in der Bubendorfer Schule zu unternehmen, weil 140 Schüler und Schülerinnen in einem Raum lernen müssten, der nur 90 Kinder fasse.¹⁹¹ Allerdings erwähnen diese Berichte selten, wie viele Kinder tatsächlich in die Schule gingen. Die äusseren Schulverhältnisse verbesserten sich nach der Jahrhundertwende jedoch kontinuierlich, einige Landgemeinden errichteten neue Schulhäuser oder bauten schlechte Schulstuben um.

5.1. Ergebnisse aus der Enquete

In der Enquete lautet die 25. Frage, wie die Aufsicht über die Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule sei. Die Antworten gingen meist auf die Reinlichkeit ein, nur wenige wie der Pfarrer von Bretzwil klärten die Leserinnen und Leser auf, wie die Schulverantwortlichen mit sich schlecht benehmenden Schülerinnen und Schülern umgingen.¹⁹² Für die Auswertung der Enquete ordnete ich die Antworten in vier Kategorien ein: Einige Pfarrer zeigten sich mit der Aufsicht zufrieden, das heisst, die Aufsicht empfanden sie als „gut“. Einige waren mit der Aufsicht mehrheitlich zufrieden, aber sie wiesen den Leser auf die Mängel hin. Manche wiederum meinten, dass die Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule mässig waren. Und schliesslich empfanden andere, dass die Bedingungen in der Schule auch minimalen Anforderungen nicht genügten. Aus diesen Antworten lässt sich die folgende Tabelle erstellen:

Tabelle 2: Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule

Wie waren die Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43=100%)
gut	16	37.2%
eher gut	14	32.6%
mässig	4	9.3%
eher schlecht	9	20.9%

¹⁸⁹ StABL, Lauwil Schule (1804-1830), Nr. 40: 14.8.1805 – Schreiben an Deputatenamt.

¹⁹⁰ Panchaud, Écoles Vaudoises: 356-357.

¹⁹¹ StABL, AA/DA, Bubendorf Schulwesen (1775-1828) Nr. 58: 20.11.1803 – Brief vom 20.11.1803.

¹⁹² Zingg, Landschaft: 104.

Die Tabelle stimmt mit dem Urteil von Eduard Zingg überein, der die Aufsicht über die Sitten, Aufführung und Reinlichkeit als ordentlich, wenn nicht gar als gut empfand.¹⁹³ Kontrastierend wirkten die neun Schulen mit schlechter Aufsicht, und oft wiesen die Antworten auf den Lehrer hin, der sich zu wenig darum kümmere. Einen schlechten Einfluss sollte zudem die Revolution auf das Benehmen geübt haben, weil die Leute die Parolen „Freiheit und Gleichheit“ missverstehen und dadurch offen ihre Ungebundenheit demonstrieren würden.¹⁹⁴

5.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste

Über die Aufführung der Kinder gibt die Examinationsliste in drei Orten Auskunft: Die Lehrer in Benken, Muttenz und Pratteln benoteten die Kinder in der Kategorie „Fleiss“. Binningen, Bottmingen und Münchenstein verzichteten auf eine ähnliche Benotung. Aus diesem Grund enthält die folgende Tabelle nur die drei erstgenannten Orte. Die Tabelle zeigt die Anzahl der benoteten Schulkinder, die durchschnittlichen Noten sowie die Aufteilung nach Geschlecht:

Tabelle 3: Bewertung der Schulkinder im Fleiss

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Schülerinnen	Notendurchschnitt	Anzahl Schüler	Notendurchschnitt	Anzahl Schulkinder	Notendurchschnitt
Benken	20	1.8	38	1.8	58	1.8
Muttenz	52	2.1	53	2.3	105	2.2
Pratteln	49	1.5	64	1.7	113	1.6

Während in Benken alle Kinder in dieser Kategorie Noten bekamen, bewerteten die Lehrer in Muttenz und Pratteln nicht alle Kinder. Ausgenommen waren vorwiegend die jüngeren Kinder, die noch das Buchstabieren lernten und noch nicht genügend gut lesen konnten. In Pratteln machte der Lehrer diese Unterscheidung allerdings nicht konsequent, da er Noten im Fleiss auch jenen Knaben gab, die noch buchstabierten, aber auf die Benotung der Mädchen verzichtete, die ebenfalls erst das Buchstabieren lernten.

Grundsätzlich erhielten die Mädchen bessere Noten als die Knaben, selbst in Benken betrug die Differenz immerhin 6 Hundertstel, jedoch wurde die Note der Mädchen aufgerundet, während die Note der Knaben auf 1.8 abgerundet wurde. Trotz des besseren Notenschnitts im Fleiss lernten weniger Mädchen Rechnen und Schreiben.

Eine Korrelation zwischen der Anzahl der Schulkinder und dem Notenschnitt besteht in der Bewertung des Fleisses nicht, denn Pratteln hatte den tiefsten Schnitt, obwohl seine Schule zusammen mit jener in Muttenz über die meisten Schulkinder verfügte.

¹⁹³ Zingg, Landschaft: 104.

¹⁹⁴ Zingg, Landschaft: 107.

6. Die Nacht- und Nebenschulen

Obwohl sich meine Untersuchung auf die Volksschulen in der Basler Landschaft konzentriert, dürfen die Nacht- und Nebenschulen an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Nebenschulen waren in der Regel private Schulen, deren Unterricht sowohl am Tag als auch in der Nacht stattfinden konnte. In dieser Lizentiatsarbeit werden die beiden Begriffe als Synonyme betrachtet, da erstens beide in der Regel Privatschulen darstellten, und zweitens die Quelle ebenfalls keine wesentlichen Unterschiede nannte. Auch die Literatur gab den Unterschied nicht explizit an.¹⁹⁵

Während der Lehrer in der Volksschule vor allem Unterricht im Lesen und Schreiben erteilte, lernten die Kinder in den Nachtschulen auch die so genannten säkularen Fächer wie Mathematik und Französisch. Für viele Kinder diente der Unterricht in der Nachtschule jedoch auch als Wiederholung des Gelernten: In der Ausführung von Zingg besuchten Knaben und Mädchen in vielen Gemeinden die Nachtschulen, „um das Wenige, was in der Schule gelernt worden war, nicht gänzlich zu vergessen, namentlich um sich einige Fertigkeit im Lesen zu erwerben und zu erhalten.“¹⁹⁶ In diesem Kapitel versuche ich die Situation der Nachtschulen zu rekonstruieren, einerseits anhand der vorhandenen Literatur, andererseits anhand der untersuchten Quellen.

6.1. Die Entwicklung der Nachtschule zu einer festen Institution

Die ersten Nachtschulen in Basel entstanden bereits am Ende des 17. Jahrhunderts, konnten sich aber lange Zeit nicht etablieren. In der Basler Landschaft bekämpfte die Bevölkerung nicht selten die Gründung von Nachtschulen: In Liestal zum Beispiel stiess diese Einrichtung im Dorf auf Ablehnung und musste sich wiederholt rechtfertigen.¹⁹⁷

Die Nachtschule stand im Gegensatz zu den Volksschulen nicht unter der Aufsicht der weltlichen und der kirchlichen Obrigkeit, viel mehr kam sie dem Wunsch von betuchteren Dorfbewohnern entgegen, ihren Kindern eine bessere Bildung zu ermöglichen. Die Eröffnung einer solchen Schule erfolgte deshalb oft durch individuelle Initiative. Ein Beispiel: In Liestal besass der Hutmacher Jakob Pfaff die nötigen Fähigkeiten für den Nachtunterricht und eröffnete dort im späten 17. Jahrhundert als erster eine Nachtschule, die eigentlich eine Standesschule war. Sie fand ihre Berechtigung darin, dass die Gemeindeschule die Ansprüche der Bürger nicht vollumfänglich erfüllen konnte. Der Schulmeister und der Provisor klagten jedoch, dass die Nachtschule mit der Dorfschule konkurriere und deshalb die Einnahmen zurückgingen: Wie bereits erwähnt, war vor der Moderne nicht der Staat für den Lehrerlohn verantwortlich, sondern die Eltern zahlen das Schulgeld für jedes Kind, das die Schule besuchte. Diese Klage wiederholte sich mehrmals, bis die erste Liestaler Nachtschule im Jahre 1707 ihre Türen schloss.¹⁹⁸

Im Gegensatz zu heute verlangten nicht nur private, sondern auch öffentliche Schulen Gebühren für jedes Kind. Allerdings konnten sich viele Eltern die Nachtschule nicht leisten. Die Volksschule nahm hingegen auch Kinder von armen Eltern

¹⁹⁵ Hess, Landschaft: 233-235.

¹⁹⁶ Zingg, Schulwesen: 99.

¹⁹⁷ Gauss, Liestal: 39-41.

¹⁹⁸ Gauss, Liestal: 39-41.

in den Unterricht, der Lehrer bekam dafür aus dem Armengut ein Entgelt.¹⁹⁹ Die privaten Neben- und Nachtschulen etablierten sich erst nach 1780 zusehends. In seinem Buch „Schulgeschichte der Stadt Liestal“ schrieb Gauss: „1781 hatte der Schulvikar täglich bei Hause vier Nebenstunden. Auch der Provisor erklärte sich zu solchem Privatunterricht bereit. In den Nachtschulen wurden 10-15jährige Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet. Auch die Frau des dortigen Schulmeisters gab Privatunterricht und wurde gelegentlich wegen ihres Fleisses gerühmt.“²⁰⁰

Die Zahl der öffentlichen Schulen nahm in der Zeit zwischen 1750 und 1800 zu, ebenso konnten mehrere Gemeinden in dieser Zeit ein stetig wachsendes Angebot an privatem Unterricht vorweisen. Das Beispiel in Liestal zeigt, dass die Volksschule und die privaten Schulen miteinander verbunden waren: Zum Zeitpunkt der Schulerhebung im Jahre 1798 fehlte dem alten Schulvikar zu Liestal die Kraft, um alleine unterrichten zu können, also halfen sein Sohn und dessen Frau ihm aus. Da sie von der Besoldung der Volksschule nicht leben konnten, hielten sie zusätzlich noch eine Nebenschule. Gauss nannte weitere private Personen, die jeweils eine eigene Nebenschule gründeten. Dabei gaben einige Unterricht in Französisch.²⁰¹

Unter dem Begriff „Nachtschule“ lassen sich verschiedene Typen von Privatschulen einordnen: Die meisten boten Unterricht in den Fächern an, die in der Volksschule keine Berücksichtigung fanden, wobei sich andere nicht wesentlich von der Volksschule unterschieden und sich vor allem auf die elementaren Fächer Lesen und Schreiben konzentrierten. Eine Variante dieser Nachtschule war die Fabriksschule: In Augst, Riehen und Kleinhüningen zum Beispiel kümmerten sie sich hauptsächlich um die Fabrikkinder, die wegen der Arbeit sehr früh aus der gewöhnlichen Schule weggingen und deshalb schlecht lesen und schreiben konnten.²⁰² Bereits zu dieser Zeit kritisierten viele Menschen diese Art der Kinderarbeit, weil sie die Kinder körperlich stark forderte, wenn nicht gar schädigte. Dadurch fehlte den Kindern oft die Zeit, regelmässig in die Schule gehen zu können. Der Pfarrer in Riehen meinte beispielsweise, dass die betroffenen Mädchen und Knaben deswegen selbst mit dem Besuch der Nachtschule am Ende kaum lesen konnten.²⁰³

6.2. Hinweise zu den Nachtschulen in der Enquete

Der Fragebogen des Schulkomitees enthielt keine direkte Frage, ob die Gemeinde eine oder mehrere Nachtschulen habe. Zwar stellte das Erziehungskomitee im Punkt 14 die Frage, wie viele Schulen in der Gemeinde seien. Die Pfarrer antworteten jedoch fast immer, dass nur eine Schule sich in der Gemeinde befinde. Einzig Liestal listete neben der öffentlichen Schule noch sechs Nebenschulen auf!²⁰⁴ Lässt sich aus diesem Befund schlussfolgern, dass in der Landschaft kaum Nacht- oder Sonder-schulen existierten?

Ein anderes Bild zeichnet sich durch den Blick auf die Antworten zu den anderen Fragen, die vom Erziehungskomitee gestellt wurden. Mit den Antworten aus der Enquete lässt sich nicht herausfinden, wie verbreitet die privaten Schulen zu diesem Zeitpunkt waren. Trotzdem enthielt die Enquete mehrere Hinweise auf die

¹⁹⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.39: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁰⁰ Gauss, Liestal: 55.

²⁰¹ Gauss, Liestal: 58.

²⁰² Zingg, Schulwesen: 99-100.

²⁰³ Zingg, Schulwesen: 100.

²⁰⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.159: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

Existenz dieser Schulen: In den Antworten der Pfarrer wurden die Nachtschulen nebenbei erwähnt, entweder als Entschuldigung für die Absenzen der Schülerinnen und Schüler oder als ein möglicher Grund, weshalb bestimmte Fächer wie Rechnen nicht in der Volksschule im Angebot stünden. Die Untersuchung dieser Antwortbögen ergibt die folgende Tabelle:

Tabelle 4: Anzahl Antwortbögen mit oder ohne Erwähnung der Nachtschulen

Werden Nacht- oder Nebenschulen im Fragebogen erwähnt?	Anzahl Antworten	in Prozent (43 = 100%)
Ja	13	30.2%
Nein	30	69.8%

Das Resultat überrascht: Obwohl die neue Basler Regierung die Frage nach der Nachtschule nicht stellte, gaben mehr als 30 Prozent der Befragten an, dass die Gemeinde über eine oder mehrere Nachtschulen verfügen. Diese Art von Schulen müsste verbreiteter gewesen sein als der hier berechnete Wert, da möglicherweise einige Gemeinden zwar diese Art der Institution kannte, aber im Antwortbogen nicht erwähnte.

Mit dieser Methode lässt sich weder herausfinden, wie viele Gemeinden mit einer Volksschule auch über eine oder mehrere Nachtschulen verfügen, noch welche Art von Schulen sie darstellten. So erwähnt der Antwortbogen von Liestal zwar die Nachtschulen, jedoch fehlt die exakte Beschreibung dieser Schule, die Gauss in seiner Darstellung der Liestaler Schulgeschichte nachzeichnete.²⁰⁵ Immerhin nannten die Pfarrer gelegentlich, auf welche Fächer die Nachtschulen in ihrer Umgebung besonderen Wert legten: In Arisdorf verzichtete der Lehrer auf das Auswendigschreiben in der öffentlichen Schule, dafür übten einige Schülerinnen und Schüler diese Fähigkeit in der Nebenschule. Auch was das Rechnen betraf, lernten die Kinder aus Arisdorf nur in der Nachtschule, weil sich in der öffentlichen Schule zu viele Kinder befanden.²⁰⁶

Offensichtlich schickten viele Eltern ihre Kinder in die Nachtschule, wenn der Lehrer das Rechnen in der Volksschule nicht lehrte. Kinder aus armen Familien waren in diesem Fall benachteiligt: Wenn wie in der Gemeinde Lausen nur die Nebenschule das Rechnen anbot, konnten nur die besser gestellten Eltern sich leisten, die Schulgebühren dafür zu bezahlen.²⁰⁷ Die Gemeinde Gelterkinden rühmte sich sogar, dass die Kinder in ihrer Nachtschule vorzüglich Rechnen lernten.²⁰⁸ An anderen Orten übernahm die Nachtschule das Singen, so zum Beispiel in Tenniken²⁰⁹ und in Augst²¹⁰. Allerdings gaben die Schulverantwortlichen in Tenniken und Augst keine Auskunft, warum das Singen in der öffentlichen Schule nicht stattfand.

Die Antworten in der Enquete geben Grund zur Annahme, dass die Nachtschule nicht selten mit der Volksschule zusammenarbeitete oder sogar von den gleichen Personen geleitet wurde. Die Beispiele zeigen, dass die Nachtschulen meist genau jene Fächer anboten, die in der öffentlichen Schule keinen Platz fanden oder vernachlässigt wurden. Dabei übten sich die Kinder nicht nur in säkularen Fächern

²⁰⁵ Gauss, Liestal: 55.

²⁰⁶ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.10: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁰⁷ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.144: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁰⁸ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.113: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁰⁹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.307: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²¹⁰ StABL, AA 1012, 07.01.01, S.24: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

wie Rechnen oder Geografie, sondern auch im Singen von zumeist religiösen Liedern.

6.3. Die Bedeutung der Nachtschule

Die weite Verbreitung dieser Art von Privatschulen ändert unsere Sichtweise auf die Schulbildung im 18. Jahrhundert merklich: Während sich die Volksschule in der Regel auf das Lesen und das Schreiben beschränkte und auf die religiösen Lernstoffe konzentrierte, erwarben die Kinder in der Nachtschule nicht nur vertiefte Kenntnisse in diesen Fächern, sondern auch in säkularen Fächern. Die zwei Schultypen standen zwar nicht selten in Konkurrenz, aber oft ergänzten sie sich und verschafften den Kindern die Möglichkeit, weiter in die Schule gehen zu können, auch wenn sie während des Tages arbeiten mussten.

Die Bildungsforschung muss deshalb diese Art von Schulen mitberücksichtigen, um das Bild der Volksschulbildung vervollständigen zu können. Die Nachtschule relativierte die Abwesenheit der älteren Kinder, weil diese eventuell die Volksschule aus Zeitgründen nicht mehr besuchen konnten, jedoch am Abend in die Nachtschule gingen. Der Schulmeister lehrte nicht zuletzt deshalb in der Volksschule nur Lesen und Schreiben, weil er das Rechnen und andere säkulare Fächer der Nachtschule überlassen konnte. Aus dieser Perspektive betrachtet, verhinderte die Nachtschule in gewisser Weise die Entwicklung der Volksschule, mehr Aufgaben und mehr Bildungsziele aufzunehmen.

Gewiss konnten nicht alle Kinder die Nachtschule besuchen, vor allem ärmere Leute konnten es sich wohl nicht leisten, ihre Kinder nach dem regulären Schulbesuch noch in diese fakultative Schule zu schicken. Die Kosten gilt es jedoch zu relativieren, da bereits der Besuch der Volksschule Schulgelder erforderte. Die grosse Diskrepanz zwischen den Leistungen verschiedener Schülerinnen und Schüler basierte deshalb zu einem grossen Teil auf dem Kostendruck: Während die armen Leute ihre Kinder häufig frühzeitig aus der Schule nahmen und vor allem die Arbeitskraft der älteren Söhne und Töchter benötigten, konnten die etwas begüterten Bürger in einem Dorf ihre Kinder in die Nachtschule schicken. Wie bereits erwähnt, machten einige Pfarrer die Regierung deshalb auf das unbefriedigende Schulgeldsystem aufmerksam, weil dieses oft zu Streitigkeiten zwischen den Eltern und dem Lehrer führte.

7. Der Schulbesuch

Als die neue Basler Regierung die Untersuchung im Jahr 1798 erliess, kannten die Dörfer noch keine Schulpflicht. Wie in den anderen Kantonen behielt die Schule ihre Struktur aus dem Ancien Régime, die Schulgesetzgebung erfuhr erst im Jahr 1835 wesentliche Änderungen.²¹¹

Die fehlende Schulpflicht führte in vielen Orten dazu, dass die Schulen sich über eine hohe Zahl von abwesenden Schülerinnen und Schülern beklagten, so zum Beispiel in Liestal: Laut Gauss galten 1781 170 bis 180 Kinder als schulpflichtig,

²¹¹ Gauss, Liestal: 95.

jedoch besuchten davon nur 105 die Schule.²¹² Eine angemessene Interpretation lieferte Gauss allerdings nicht, es bleibt im Dunkeln, wie viele der fehlenden Schülerinnen und Schüler den Unterricht zumindest teilweise genossen hatten und wie viele nie zur Schule gegangen waren.

7.1. Ergebnisse aus der Enquete: Anwesende Schülerinnen und Schüler

Von den 30 Fragen der Enquete gaben mir die 26. und die 27. Frage die Möglichkeit, die Anwesenheit der Schülerinnen und Schüler in der Schule zu rekonstruieren: Die erste lautete, wie viele Kinder zwischen dem 6. und 14. Lebensjahr in der Gemeinde seien; die zweite, wie viele davon die Schule besuchen würden. Die Angaben bereiteten mir jedoch einige Schwierigkeiten, da nicht alle die Zahl der Kinder nach Geschlechtern getrennt aufschrieben. Dadurch nahm die Gesamtzahl der Kinder einen doppelt so grossen Wert an wie die addierte Zahl von Knaben und Mädchen. Für die folgende Tabelle benutzte ich die Zahlen aus der Enquete:

Tabelle 5: Schulbesuch; Anzahl vorhandene Kinder zwischen 6 und 14 Jahre alt

	Anzahl Schulen	im Dorf vorhanden	die Schule besuchend	Besuchsrate	Die durchschnittliche Kinderzahl im Dorf	Die durchschnittliche Klassen-grösse
Gesamtzahl	43	4708	2946	62.9%	109.5	68.5

Aus diesen Zahlen ergibt sich eine Besuchsrate von rund 63 Prozent. Die niedrige Quote führt auf die frühe Entlassung der Schülerinnen und Schüler zurück, weil die Eltern sie als Arbeitskraft brauchten. Ausserdem stellten die Eltern anscheinend keine hohen Ansprüche, was das Lesen und Schreiben betraf: Die Kinder sollten ab einem gewissen Alter vor allem arbeiten, ausserdem konnten sie nach Ansicht der Eltern durch zu viel Lesen Schaden bekommen. Alfred Messerli beschrieb in seinem Buch „Lesen und Schreiben 1700 bis 1900“, wie verschiedene Menschen in dieser Zeit auf Ablehnung stiessen, wenn sie zu viel lasen.²¹³

Wahrscheinlich überforderte der Unterricht auch den Lehrer, denn im Schnitt musste ein Schulmeister fast 69 Kinder in verschiedenen Lernstufen gleichzeitig lehren. In den meisten Gemeinden musste er sich alleine um den Unterricht kümmern, nur in wenigen Orten halfen andere Personen wie der Pfarrer und der Vorsinger ihm regelmässig aus. Im Schnitt hatten die Gemeinden beinahe 110 Kinder, die sich im schulfähigen Alter befanden. Die eher niedrige Besuchsquote erstaunt deshalb nicht: Die Volksschulen in der Landschaft verfügten zu diesem Zeitpunkt nur selten über die notwendigen Strukturen, um allen Kindern eine gute Schulbildung zu ermöglichen. Wie bereits im Kapitel über die Nachtschule erwähnt, konnten sich jedoch verschiedene Formen von Privatschulen für einen Teil der Schulkinder als Alternative anbieten.

Obwohl viele Pfarrer die Schulkinder nicht nach Geschlecht trennten und in den Bögen nur notierten, wie viele Kinder im Dorf lebten und in die Schule gingen, gaben die Antworten aus zwanzig Gemeinden genügend Datenmaterial, um den

²¹² Gauss, Liestal: 55.

²¹³ Messerli, Lesen und Schreiben: 472-473.

Schulbesuch nach Geschlechtern getrennt zu untersuchen. Die nachfolgenden Berechnungen basieren auf dieser kleinen Anzahl von Antwortbögen:

Tabelle 6: Schulbesuch; Vergleich zwischen Knaben und Mädchen

	Anzahl Angaben zu der Kinderzahl im Dorf	Im Dorf vorhanden	Durchschnittliche Zahl im Dorf	Anzahl Angaben zu den vorhandenen Schulkindern	Die Schule besuchend	Durchschnittliche Zahl in der Klasse
Mädchen	20	984	49.2	15	529	35.3
Knaben	20	975	48.8	15	515	34.3

Weil nicht in allen Antwortbögen die Schulverantwortlichen die Schulkinder nach Geschlecht trennten, zeigen diese Zahlen zwar nicht den tatsächlichen Bestand der Kinder auf, jedoch geben sie zumindest die Tendenz wieder, dass in der Regel gleich viele Mädchen wie Knaben die Schule besuchten. Um die durchschnittliche Zahl der Mädchen und Knaben im Dorf zu erhalten, dividiere ich die Gesamtzahl der im Dorf lebenden Mädchen und Knaben durch die Anzahl Angaben, die über die Kinderzahl im Dorf aussagten. Für die durchschnittliche Zahl der Mädchen und Knaben in der Schule dividiere ich die Gesamtzahl der Schulbesucherinnen und Schulbesucher jedoch nur durch 15, da nur 15 Gemeinden konkret angaben, wie viele Schülerinnen und Schüler den Unterricht besuchten.

Im Schnitt gingen etwa 35 Mädchen und gleich viele Knaben in die Schule. Das Resultat überrascht angesichts der bisherigen Annahme, dass Mädchen nichts als Lesen und Schreiben in der Schule lernen mussten und nur sehr wenige noch in anderen Fächern unterrichtet wurden. Da die Besuchsquote der Schülerinnen sich nicht wesentlich von jener der Schüler unterschied, gingen die Mädchen wahrscheinlich im Schnitt gleich lange zur Schule wie die Knaben, obwohl der Lehrer sie nicht selten in weniger Fächern unterrichtete.

Die Besuchsrate variierte in den verschiedenen Gemeinden stark, kaum eine Schule in der Landschaft hatte kein einziges abwesendes Schulkind zu beklagen. Zwar bedeutet die Abwesenheit nicht, dass eine grosse Anzahl von Kindern nie den Unterricht besucht hatte, aber viele gingen nicht bis zum 14. Lebensjahr in die Schule, sondern verliessen sie wegen der Eltern frühzeitig. In der Regel konnten der Pfarrer und Lehrer die Eltern und Kinder einfacher überzeugen, die Schule bis zum 14. Lebensjahr zu besuchen, wenn eher wenige Kinder in der Gemeinde lebten. Die folgende Tabelle belegt diese Behauptung:

Tabelle 7: Besuchsrate; Aufteilung nach Prozentangaben

Anwesende Schulkinder	Anzahl Schulen (43 gesamt)	prozentuale Aufteilung (43 = 100%)	Durchschnittliche Anzahl der Kinder in der Gemeinde	Durchschnittliche Klassengrösse	Durchschnittliche Besuchsrate
80% und mehr	8	18.6	68.9	63.4	92.0
70 bis 79%	12	27.9	88.6	66.7	75.3
60 bis 69%	13	30.2	113.8	73.6	64.7
50 bis 59%	5	11.6	146.2	76.4	52.3
weniger als 50%	5	11.6	176.8	60	33.9

In der Basler Landschaft wiesen über drei Viertel der Schulen eine Besuchsrate von 60 Prozent oder mehr auf. Ein Fünftel der Gemeinden, das heisst, die besten 8 von 43, hatten sogar eine Rate von über 80 Prozent, die durchschnittliche Rate dieser Schulen betrug beeindruckende 92 Prozent. In 29 Schulen überstieg die Besuchsrate jene des Durchschnitts von 63 Prozent, der für die ganze Landschaft galt. Mit anderen Worten: Die Volksschule in der Landschaft präsentierte sich im Jahr 1798 alles andere als homogen und war in vielen Orten gut besucht. 14 Schulen drückten den Schnitt auf den niedrigen Wert von 63 Prozent und gehörten meistens zu den grossen Gemeinden mit einer hohen Kinderzahl. Weshalb folgten in einigen Orten fast alle Kinder dem Unterricht, während in anderen Orten kaum ein Drittel von ihnen die Schule besuchte? Sicherlich hing die Qualität der Schule wesentlich sowohl vom Lehrer als auch vom Pfarrer ab, vor allem letzterer konnte den Unterricht durch seine Mitbeteiligung aufwerten. Die Tabelle offenbart jedoch, dass die Anzahl Kinder in der Gemeinde die Besuchsrate sehr stark beeinflusste, wahrscheinlich stärker als andere mögliche Faktoren. Gut besuchte Schulen gehörten meistens zu den eher kleineren Gemeinden und konnten deshalb Platz für alle Kinder bieten. Hingegen verfügten die Gemeinden mit einer grossen Kinderzahl nicht über die nötige Infrastruktur, um den Unterricht für alle Schülerinnen und Schüler gewährleisten zu können. Dadurch konnten die Schulverantwortlichen keinen Druck auf die Eltern ausüben: Nach der Darstellung von Gauss war zum Beispiel die Schule in Liestal zu klein für alle Kinder, deshalb zog der Schultheiss die Bussen für die säumigen Eltern nicht ein.²¹⁴

Die fünf dargestellten Kategorien weisen eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit auf: Die durchschnittliche Klassengrösse aller fünf Kategorien weicht nur unwesentlich von den durchschnittlichen 69 Kinder in der ganzen Landschaft ab. Offensichtlich konnten die meisten Schulen nicht wesentlich mehr als die genannte Zahl von Schulkindern aufnehmen, unabhängig von der Einwohnerzahl der Gemeinde. Leider konnten die Pfarrer meistens die Dorfbewohner nicht von der Notwendigkeit überzeugen, mehr Lehrer einzustellen.

Folgt aus einer niedrigen Besuchsrate eine schlechte Schulbildung der Dorfkinder? Die Liestaler Volksschule hatte zum Beispiel eine sehr schlechte Rate: Die Enquete offenbarte, dass von den 164 Knaben und 150 Mädchen insgesamt nur 85 Kinder in die öffentliche Schule gingen, das heisst, die Besuchsrate betrug nur rund 27 Prozent. Allerdings verfügte Liestal über ein grosses Angebot an Nacht- oder

²¹⁴ Gauss, Liestal: 55.

Privatschulen, weshalb die Besuchsrate alleine nicht viel über die allgemeine Schulbildung aussagt. Da sich nicht alle Eltern den Unterricht in der oft teureren Nachtschule leisten konnten, fehlten dennoch vielen Kindern gute Schreib- und Lesefähigkeiten. Zwar garantierten die hohen Besuchszahlen in den kleineren Gemeinden nicht, dass die Kinder in der Schule mehr lernten, aber die Beispiele aus der Examinationsliste zeigen, dass in den kleinen Gemeinden mehr Kinder von der Schulbildung profitierten als in den grösseren Gemeinden. Tendenziell hatten die grösseren Gemeinden mehr Mühe, die Kinder lange genug in der Schulbildung zu behalten.

Während die 26. und die 27. Frage der Enquete mir die erforderlichen Zahlen lieferten, um die Anwesenheitsquote zu berechnen, eröffnete die 28. Frage dem Pfarrer die Möglichkeit, seine Meinung über die Schulbesuche zu äussern. Die Frage lautet, wie lange die Kinder die Schule besuchen würden und ob sie sehr früh entlassen würden, sobald sie notdürftig lesen könnten. Aus diesen Antworten gruppierte ich sie in drei verschiedene Kategorien: Einige Pfarrer fanden, die Kinder in ihrer Gemeinde blieben genügend lange in der Schule, einige sahen noch Verbesserungsmöglichkeiten, und andere waren mit der Anzahl der anwesenden Schülerinnen und Schüler unzufrieden. 38 Schulen gaben eine Antwort an, während die anderen dazu keine verwertbaren Aussagen machten. Die folgende Tabelle zeigt die Wahrnehmung der Antwortenden der Enquete:

Tabelle 8: Beurteilung des Schuldauers

bleiben die Kinder genug lange in die Schule?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (38=100%)
ja	4	9.8%
teilweise	15	36.6%
nein	22	53.7%

Diese Tabelle muss mit der vorhergehenden Tabelle 7 verglichen werden. Die Mehrheit der Pfarrer schrieb in den Antwortbögen, dass die Kinder die Schule für eine zu kurze Zeit besuchten oder zu oft fehlten. Rund ein Drittel der Pfarrer fand, dass einige Kinder genügend lange im Unterricht blieben, andere allerdings zu früh die Schule verlassen würden. Nur vier Pfarrer sagten mit Überzeugung aus, dass die Schülerinnen und Schüler den Unterricht gut und lange genug besuchten. Die Fragestellung des Schulkomitees vermischte zwei Faktoren, nämlich die Regelmässigkeit und die Dauer des Schulbesuchs. Für die Beurteilung des Schuldauers spielt diese Vermischung jedoch keine Rolle. Die grosse Zahl an unzufriedenen Schulverantwortlichen überrascht nicht, da in rund 10 Schulen nicht einmal 60 Prozent der vorhandenen Kinder in die öffentliche Schule gingen und weitere 13 Schulen unter 70 Prozent Besuchsrate aufwiesen. Allerdings relativiert sich die Meinung der Pfarrer, wenn der Zeitraum sich nicht nur auf das Jahr 1798 beschränkt: Viele Gemeinden hatten ihre Volksschule erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegründet, die Schulhausdichte war auch dank der vielen Nachtschulen deutlich höher als ein Jahrhundert zuvor. Da die Bevölkerung jedoch im 18. Jahrhundert rapide wuchs, genügte das Angebot nicht allen Kindern in der Landschaft. Wie es für die Zeit der bürgerlichen Revolution üblich war, nahmen die Pfarrer eine kritische Haltung ein. Nach ihrer Meinung sollten die Kinder die öffentliche Schule besuchen, während die private Nachtschule oft als Konkurrentin betrachtet wurde.

7.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste 1799

Die Examinationsliste enthielt die Namen der Mädchen und Knaben, die in den sechs untersuchten Orten in die Schule gegangen waren. Die Examination fand im Spätherbst 1799 statt und umfasste alle Kinder, die die Schule besuchten. Der Lehrer trug auch die Namen der Abwesenden ein. Auf dieser Grundlage stellte ich die folgende Tabelle auf:

Tabelle 9: Schulbesuch; Abwesenheitsquote der Mädchen und Knaben

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Anzahl Mädchen gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote	Anzahl Knaben gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote	Anzahl Kinder gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote
Benken	21	1	4.8%	38	0	0.0%	59	1	1.7%
Binningen	38	6	15.8%	38	12	31.6%	76	18	23.7%
Bottmingen	27	3	11.1%	23	6	26.1%	50	9	18.0%
Münchenstein	21	4	19.0%	30	1	3.3%	51	5	9.8%
Muttenz	79	1	1.3%	85	9	10.6%	164	10	6.1%
Pratteln	69	2	2.9%	69	3	4.3%	138	5	3.6%
alle 6 Orte	255	17	6.7%	283	31	11.0%	538	48	8.9%

Die niedrige Abwesenheitsquote in allen sechs Orten fällt auf. Binningen hat mit 23.7 Prozent den schlechtesten Wert, Benken mit 1.7 Prozent den besten. Erstaunlicherweise fehlten insgesamt weniger Mädchen vor der Examination als Knaben. Auch die Abwesenheitsquote aller sechs Orte ist sehr tief. Lassen sich diese Resultate jedoch mit jenen aus der Enquete vergleichen? Die Enquete weist in den sechs Orten einige Lücken auf, die Zahlen von Münchenstein fehlen sogar vollständig. Aus den vorhandenen Daten der Enquete stellte ich die folgende Tabelle auf:

Tabelle 10: Schulbesuch; Abwesenheitsquote der Mädchen und Knaben, Zahlen aus der Enquete 1798

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Anzahl Mädchen gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote	Anzahl Knaben gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote	Anzahl Kinder gesamt	Anzahl Abwesende	Abwesenheitsquote
Benken	-	-	-	-	-	-	84	22	26.2%
Binningen	20	-	-	21	-	-	41	6	14.6%
Bottmingen	20	-	-	13	-	-	33	2	6.1%
Münchenstein	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Muttenz	63	8	12.7%	67	19	28.4%	130	27	20.8%
Pratteln	52	-	-	56	-	-	109	29	26.6%

Obwohl die Enquete nur ein Jahr früher erstellt wurde, variieren die Zahlen von Examinationsliste zu jenen der Enquete sehr stark. Weil die Abweichungen zu gross sind, lassen sich die beiden Quellen deshalb nicht vergleichen, solange die Ursachen für diese Abweichungen nicht gefunden werden. Weshalb weichen die Zahlen so deutlich voneinander ab? Folgende Gründe könnten eine Rolle spielen: Demografi-

sche Bewegungen in einem Jahr könnten erklären, warum in vier Orten mehr Kinder in die Schule gingen. Möglicherweise kamen auch mehr Schulkinder von ausserhalb der Orte in diese Schulen und trugen zu der höheren Zahl an Schulkindern in der Examinationsliste bei. Eine strengere Absenzenkontrolle sorgte wahrscheinlich in den Gemeinden MuttENZ und Pratteln für eine geringere Abwesenheitsquote, obwohl die Gesamtzahlen an Schulkindern zunahmen. Ausserdem bleibt die Frage offen, ob die Kinder zwingend die Schule regelmässig besuchen mussten, um sich in der Examinationsliste eintragen zu lassen.

8. Die Schulbücher

In der Basler Schulgeschichte fehlt bisher eine Darstellung des Schulbücherbestands. Für vergleichende Betrachtungen nutze ich deshalb die Lizentiatsarbeit von Yvonne Pfäffli: Sie untersuchte die Schulbücher und deren Verwendung in den Berner Schulen, ihre Untersuchung umfasst den Zeitraum von Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.²¹⁵

8.1. Die Bedeutung der Schulbücher

Der Besitz von Schulbüchern war grundsätzlich nicht selbstverständlich: Messerli stellte in einem Überblick über die ganze Schweiz fest, dass in vielen Schulen gedruckte Unterrichtsmaterialien fehlten. In der Not brachten die Kinder alle möglichen Schriften zum Lesen mit, wenn sie über solches Lesematerial verfügten oder es von anderen Leuten ausleihen konnten, wie ein Schulmeister aus dem Kanton Uri berichtete.²¹⁶ Von Wartburg-Ambühl fand in ihrer Untersuchung zu den ländlichen Regionen in Zürich heraus, dass der Buchbestand in den Haushalten zwar zwischen dem 17. bis 18. Jahrhundert kontinuierlich zunahm, er jedoch auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts niedrig blieb: Während zwischen den Jahren 1625 bis 1649 der Bücherschnitt weniger als ein Buch pro Haushalt betrug, besass der durchschnittliche Haushalt zwischen den Jahren 1750 bis 1774 deutlich mehr Bücher, nämlich 4.59 Exemplare im Schnitt. Von Wartburg-Ambühl stellte aus ihrer Untersuchung fest, dass im Schnitt jede Person in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etwa ein Buch besass.²¹⁷ Diese niedrigen Zahlen lassen vermuten, dass viele Kinder nicht über Schulbücher verfügten.

Um die Schülerinnen und Schüler trotz des Schulbuchmangels unterrichten zu können, wandten die Lehrer verschiedene Methoden an: Sie konnten zum Beispiel den Katechismus laut vorlesen und die Kinder nachsprechen lassen. Nach der Beschreibung von Messerli wiederholte der Schulmeister die Textpassagen so oft, bis seine Schüler sie auswendig aufsagen konnten.²¹⁸

Aber was verstanden die damaligen Menschen unter einem Schulbuch? Für den Unterricht verfasst, dient das Schulbuch als Lehr-, Lern- und Arbeitsmittel. Lesebücher, Liederbücher, Atlanten und Formelsammlungen gelten als Schulbücher,

²¹⁵ Pfäffli, Schulbücher.

²¹⁶ Messerli, Lesen und Schreiben: 275.

²¹⁷ Wartburg-Ambühl, Alphabetisierung: 117.

²¹⁸ Messerli, Lesen und Schreiben: 279.

wenn ihre Anforderungen den Fähigkeiten der Kinder entsprechen.²¹⁹ Im 18. Jahrhundert existierten bereits Bücher, die für den Unterricht konzipiert wurden. Die meisten Kinder verstanden den Inhalt dieser Bücher jedoch nicht: Der Inhalt bezog sich auf die christliche Lehre, war häufig kompliziert geschrieben und sollte von den Kindern auswendig gelernt werden. Drei weitere Faktoren erschwerten das Verständnis für die gelesenen Texte: Erstens benutzten die Kinder im unterschiedlichen Alter und in den unterschiedlichen Leistungsniveaus oft das gleiche Buch, weil keine anderen Bücher vorlagen. Zweitens berücksichtigte der Lehrer unter diesen Umständen nicht, ob die Kinder verstanden, was sie lasen. Er hatte nicht die Pflicht, den Inhalt zu erklären. Drittens begegneten die Schulen in einigen Orten dem Lesebuchmangel mit handschriftlichen Texten. Der Schulmeister verlor dadurch jedoch die Übersicht, weil alle Schülerinnen und Schüler einen eigenen Text hatten, der sich von jenem ihrer Schulkolleginnen und -kollegen unterschied.²²⁰

Dass die Lehrer sich überhaupt beschwerten, weil zu wenige Bücher für die Schulkinder vorhanden waren, lässt sich allerdings auch positiv interpretieren: Messerli postulierte, dass die Rede vom Schulbuchmangel erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts aufkam. Das heisst, dass der Unterricht vor dieser Zeit ohne speziell konzipierte Schulbücher stattfand. Die Beschwerde über die fehlenden Schulbücher deutete deshalb darauf hin, dass in der Landschaft ein Umdenken stattfand. Wenn der Schulmeister zu dieser Zeit den Simultanunterricht einführen wollte, brauchte er ein einheitliches Lehrbuch. Ausserdem kritisierte die Kirche schon lange die Praxis, die Kinder nichtreligiöse Schriften lesen zu lassen. Da die Lehrbücher meistens religiöse Inhalte hatten, konnten sie die anderen, meist handgeschriebenen Schriften verdrängen.²²¹

8.2. Ergebnisse aus der Enquete

Die Schulenquete zeigt ein vielfältiges Bild, was das Schulmaterial betrifft: Die Schulen in der Basler Landschaft nannten eine Auswahl von Lehrbüchern, die die Kinder in der Schule benutzten. Um die Verwendung der Schulbücher zu untersuchen, wertete ich die 24. Frage der Enquete aus: Diese Frage lautet, ob die Kinder in der Schule den Stoff auswendig lernen würden – und falls dies der Fall sei, was sie auswendig lernen müssten. Auf dieser Frage gaben die Pfarrer meistens eine Liste der verwendeten Schulbücher an. Wahrscheinlich benutzten die Lehrer mehr Bücher als die angegebenen, weil nicht alle Lernbücher zwingend das Auswendiglernen erforderten. Allerdings bestand der Unterricht darin, den religiösen Inhalt der Bücher repetitiv zu lesen, das heisst, dass das Lesen dem Auswendiglernen sehr nahe stand. Deshalb lassen sich aus der 24. Frage der Enquete Rückschlüsse auf den Bücherbestand ziehen. Die folgende Tabelle fasst die Nennungen in der Enquete zusammen:

²¹⁹ Wiater, Lehrplan: 43.

²²⁰ Messerli, Lesen und Schreiben: 280.

²²¹ Messerli, Lesen und Schreiben: 283-284.

Tabelle 11: Die verwendeten Bücher und Schriften in der Schule

Die für das Auswendiglernen verwendete Bücher und Schriften	Anzahl Gemeinden mit Nennung	Relativer Anteil (43 = 100%)
Nachtmahlbüchlein	22	51.2%
Catechismus	19	44.2%
Liederbüchlein	14	32.6%
Psalmen	11	25.6%
Festbüchlein	5	11.6%
Historien (Hübner)	5	11.6%
Gellerts Lieder	4	9.3%
Bibel	2	4.7%
Lieder/Gebete/Sprüche	17	39.5%
sonstige	10	23.3%

Das Nachtmahlbüchlein, der Katechismus, das Liederbüchlein und die Psalmen bekamen am meisten Nennungen. Gaben die Pfarrer jedoch an, dass die Kinder Lieder, Gebete und Sprüche auswendig lernten, so lässt sich diese Aussage nicht als Werk kategorisieren. Bereits die Eltern der Schulkinder benutzten schon manche der Bücher, so zum Beispiel den Katechismus, der noch aus dem 17. Jahrhundert stammte. Die Kinder mussten dabei das schwer verständliche Werk auswendig lernen. Nicht wenige Geistliche kritisierten deshalb, dass der Unterricht sich darauf stützte.²²²

Die Tabelle offenbart, dass jede Schule in der Landschaft ihren eigenen Lernbuchkanon besass. Anders sah die Schulsituation in Bern aus: Fast alle Schulen verfügten über den Heidelberger Katechismus, drei Viertel aller Berner Schulen benutzten die Psalmen Davids, und fast genau so viele verlangten von den Kindern, Hübners Historien zu lesen.²²³ In der Basler Landschaft erwähnte nur jeder zweite Pfarrer, dass die Schülerinnen und Schüler das Nachtmahlbüchlein in der Schule benutzten.

Da der Pfarrer mehrere Hilfsmittel nennen konnte, zeigt die vorhergehende Tabelle nicht, wie viele Volksschulen tatsächlich mit Lehrbüchern arbeiteten und wie viele davon ohne Hilfsmittel auskamen. Ausserdem zeigt sie nicht, wie viele Bücher die meisten Schulen im Schnitt benutzten. Um diese zwei Fragen zu beantworten, bietet sich die folgende Tabelle an:

²²² Zingg, Schulwesen: 73.

²²³ Pfäffli, Schulbücher: 39.

Tabelle 12: Anzahl Nennungen von Büchern und Schriften

Anzahl Nennungen von Büchern oder Textsammlungen	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43 = 100%)
Keine Nennung	2	4.7%
Eine Nennung	6	14.0%
Zwei Nennungen	13	30.2%
Drei Nennungen	14	32.6%
Vier Nennungen	6	14.0%
Fünf und mehr Nennungen	2	4.7%

Nur in zwei Antwortbögen gaben die Pfarrer an, dass die Kinder in der Schule keine Bücher verwendeten. Die Mehrheit der Schulen gestaltete den Unterricht mit zwei bis drei Büchern, nur wenige Pfarrer zählten in den Antwortbögen vier oder mehr Bücher auf. Die Anzahl der Lehrbücher beeinflusste den Unterricht wesentlich, weil der Lehrer weniger improvisieren musste und die Bücher den Unterricht bis zu einem gewissen Grad strukturierten. Verglichen mit den Berner Schulen benutzten die Basler Schulen in der Landschaft weniger Bücher: Zwar gibt Pfäffli in ihrer Untersuchung nicht an, über wie viele Bücher eine Berner Schule im Schnitt verfügte, die grössere Zahl der Nennungen weist jedoch darauf hin, dass in Bern mehr Unterrichtsmaterialien Verwendung fanden.²²⁴

Aus der Enquete erfahren wir, wie viele verschiedene Arten von Büchern die Schulgemeinden kannten und welche Arten die Schulen am häufigsten nutzten. Die Enquete gibt jedoch nicht an, ob genügend Exemplare für die Kinder bereitstanden und wie viele Kinder ohne Bücher lernen mussten.

9. Die Schulfächer

Die Kirchen- und Schulordnung aus dem Jahr 1759 definierte die Zahl der Schulfächer. Die meisten Schulen widmeten demnach die meiste Zeit dem Buchstabieren und Lesen, danach folgten Schreiben, Auswendiglernen und Singen.²²⁵ Das Rechnen fand jedoch keine Erwähnung, viele Schulen boten deshalb keinen Rechenunterricht. Das Fächerkanon in der Landschaft ähnelte jenes der anderen Kantone: Montandon stellte in seiner Untersuchung zu den Berner Schulen fest, dass in dieser Zeit der Unterricht vor allem aus Lesen, Auswendiglernen, Schreiben und Singen bestand. Nicht alle Schulen hatten Rechnen in ihrem Lehrplan, weil nicht alle Lehrer über die nötigen Rechenfähigkeiten verfügten.²²⁶ Die neue Basler Regierung wollte in der Umfrage wissen, welche Fächer die Lehrer neben Lesen und Schreiben noch unterrichteten. Die Pfarrer nannten die bereits in der Ordnung vorgesehenen Fächer und in verschiedenen Orten noch Rechnen. Säkulare Fächer wie Geografie, Geschichtskunde oder Fremdsprachen wie Französisch fehlten damals in den öffentlichen Schulen. Die folgenden Kapitel konzentrieren sich deshalb auf das Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen.

²²⁴ Pfäffli, Schulbücher: 39.

²²⁵ StABS, Mandate 1756-1765, Bf 1: 5.3.1759 – Ordnung der Landschaft.

²²⁶ Montandon, Schulwirklichkeit: 110.

10. Lesen

Während in Ländern wie Frankreich, England, Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika bereits gross angelegte Studien zu Lesegewohnheiten und zum Alphabetisierungsprozess der frühen Neuzeit existieren, kann die Schweizer Geschichtsforschung nach Messerlis Darstellung bisher nur wenige vergleichbare Studien vorweisen. Marie-Louise von Wartburg-Ambühl untersuchte zum Beispiel die Alphabetisierung in der ländlichen Region von Zürich, ihre Forschungsarbeit wird als Vergleichsbasis für meine Untersuchung in Betracht gezogen. Messerli meint, dass die schweizerische Bildungsgeschichte zumindest in engen, regionalen Perspektiven zwar bereits breit behandelt werde, aber diese Forschungen übernahmen häufig die liberale Sichtweise und würdige die gemachten Anstrengungen im Ancien Régime nicht genügend.²²⁷ Offensichtlich hat die hiesige Geschichtsforschung bisher einen ähnlichen Weg genommen wie diejenige in Deutschland: Anders als im französischen oder angelsächsischen Forschungsraum beschäftigten sich nur wenige Historiker, dafür um so mehr Erziehungswissenschaftler, mit der deutschen Bildungsgeschichte. Das Interesse galt zudem mehr der Schule in den letzten zwei Jahrhunderten, während das Schulwesen der frühen Neuzeit weitgehend vernachlässigt wurde. Einige Historiker befassten sich zwar mit dem frühzeitlichen Bildungssystem im Deutschen Reich, konzentrierten sich jedoch auf die höhere Bildung.²²⁸

Der Schulmeister lehrte hauptsächlich das Lesen, weil die Schule des Ancien Régime eine kirchliche Institution darstellte und den Zweck hatte, die Kinder in die Heilige Schrift einführen. „Lesen“ im 18. Jahrhundert bedeutete jedoch nicht das Gleiche wie heute, auch die Interpretation dieser Tätigkeit hat sich in den verschiedenen Wissenschaften gewandelt, die sich in den letzten 30 Jahren mehrheitlich mit ihr beschäftigt haben, nämlich jene der Literatur, Linguistik, Psychologie und Geschichte. Sahen die Wissenschaftler früher das Lesen als eine passive Tätigkeit ohne eigenen kreativen Input, so behauptete Alfred Messerli, dass die neuere Forschung nun von einer aktiven und kreativen Beteiligung der Leserin oder des Lesers ausgehe. Der Autor erklärte die neue Auffassung wie folgt: „Textrezeption ist nach heutigem Verständnis nicht passives Aufnehmen (Decodieren) der Textsemantik, sondern aktive Textverarbeitung, oder wenn man will; Sinnkonstruktion.“²²⁹

Zum Thema „Lesen“ gehe ich folgenden Fragen nach: Wie brachte der Schulmeister den Schülern das Lesen bei? Welche Erwartungen hatten die Menschen damals, wenn die Kinder lesen lernten? Und was verstanden die Menschen unter Lesen?

10.1. Alphabetisierung und die Kirche

Eine Schulausbildung war in Europa lange Zeit keine Selbstverständlichkeit. Nur wenige benötigten die Kenntnisse der Schrift für die Arbeit und den Lebensunterhalt. Nach der Darstellung von Messerli führte die reformatorische Bewegung im 16. Jahrhundert zum ersten Mal zum Bedürfnis der Allgemeinheit, die Heilige Schrift selber lesen zu können.²³⁰ Die Resultate in der Enquete zeigen allerdings,

²²⁷ Messerli, Lesen und Schreiben: 17.

²²⁸ Ehrenpreis, Konfessionalisierung: 23.

²²⁹ Messerli, Passives Lesen: 297.

²³⁰ Messerli, Lesen und Schreiben: 11.

dass der Prozess der Alphabetisierung anscheinend langsam verlief und selbst am Ende des 18. Jahrhunderts viele reformierte Gebiete nicht vollständig erfasst hatte.

Der Lehrer lehrte hauptsächlich das Lesen, denn für das Seelenheil brauchten die Leute diese Fähigkeit, um selber mit der Heiligen Schrift in Berührung zu kommen. Kenntnisse im Schreiben hingegen empfanden sie in ihrem religiösen Leben als unnötig, auch in ihren Berufen konnten nicht alle Dorfbewohner gleich viel Nutzen daraus ziehen. Messerli sah noch einen weiteren Grund, weshalb das Lesen einen grösseren Stellenwert hatte als das Schreiben: Die Obrigkeit konnte die Lese-tätigkeit des Volkes leichter kontrollieren. Dafür überwachten sie nicht nur die Produktion, sondern auch die Verteilung der religiösen als auch politischen Texte.²³¹

Das Schreiben nahm allerdings im Laufe des 18. Jahrhunderts an Bedeutung zu: Während in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Eltern oft schreibunkundig blieben, konnten in einigen Familien die Kinder schreiben. Messerli vermutete, dass das Drängen der Obrigkeit auf einen regelmässigen Schulbesuch und das langsame Aufkommen von besseren didaktischen Lehrmitteln für diese Entwicklung verantwortlich seien.²³²

In der Enquete machten die Schreiber beim Lesen oft die Unterscheidung zwischen gedruckten und handgeschriebenen Schriften. Obwohl das Lesen von Handschriften bei den Schülern mehr Konzentration erforderte, schätzten viele Eltern dessen praktischen Nutzen.²³³ Das Kapitel „Lesen von handgeschriebenen Schriften“ auf der Seite 74 geht auf dieses Thema ein.

10.2. Lesen und Vorlesen im 18. Jahrhundert

In seinem Aufsatz „Vom imaginären zum realen Leser“ behauptete Alfred Messerli, dass Kinder und Jugendliche zwischen 1750 bis 1830 häufig den Vorleser machen würden, weil sie gegenüber der älteren Generation die grössere Gewandtheit beim Lesen auch nicht-religiöser Texte hätten. Die besseren Lesekenntnisse zwischen den Generationen verdankten die Kinder den neuen Schulbestrebungen: Nach 1770 dauerte die Schule länger und kontinuierlicher. Messerli ging sogar noch weiter und sah die lesefähigen Kinder „als Agenten einer literalen Wissensvermittlung innerhalb ihrer jeweiligen Familien.“²³⁴ Diese Behauptung stützte er mit der Kirchenordnung der Basler Landschaft vom Jahre 1759, welche die Schulordnung mit dem folgenden Titel ankündigte: „Von der Fortpflanzung der wahren Religion und Gottesfurcht wie auch von Schulen und Schulmeistern.“²³⁵

Damit nahmen die Kinder aufgrund ihrer Lesefähigkeit eine wichtige Rolle ein: Die Meinungsbildung im Ancien Régime setzte häufig das Vorlesen voraus. Die Zuhörerinnen und Zuhörer selber mussten zwar nicht leseschwach sein, aber häufig zogen sie es aus Bequemlichkeit vor, einen gewandteren Leserin oder Leser vorlesen zu lassen. Für eine weite Verbreitung des Vorlesens spricht die Verbreitung von Kalender und Zeitungen, wie Messerli ausführte. Ausserdem war der relative Anteil lesefähiger Personen in der alten Eidgenossenschaft höher als zum Beispiel jener in Frankreich.²³⁶

²³¹ Messerli, Lesen und Schreiben: 501.

²³² Messerli, Lesen und Schreiben: 513.

²³³ Messerli, Lesen von Gedruckten: 235.

²³⁴ Messerli, Vom imaginären: 263-264.

²³⁵ StABS, Mandate 1756-1765, Bf 1, S. 21: 5.3.1759 – Ordnung der Landschaft.

²³⁶ Messerli, Vom imaginären: 243-245.

Die oral geprägte Gesellschaft im 18. Jahrhundert zog das Vorlesen dem so genannten stillen Lesen vor, das mit der zunehmenden Alphabetisierung jedoch üblicher wurde. Von diesem Bild ausgehend, machte Messerli sogar die Verbindung zu den Problemen der Schulreformen, wenn er schrieb: „Das Problem der älteren Generation mit dem selbstverständlichen Medienumgang der jüngeren lässt sich auch beim Widerstand der Elterngeneration gegen die Einführung neuer Unterrichtsmethoden oder Gesangsbücher beobachten.“²³⁷

Das Lesen nahm eine andere Form als jene der Gegenwart an, das heisst auch, dass die Menschen mit einer anderen Intention lasen. In ihrer Untersuchung beschrieb Marie-Louise von Wartburg-Ambühl diese Form als ein „intensives Lesen“, weil der Leser sich auf wenige Bücher beschränke und darauf bedacht sei, den Lesestoff durch häufiges Repetieren ins Gedächtnis einzuprägen. Die Autorin nannte das „extensive Lesen“ als die konträre Form, dieses zeichne sich durch eine breitere Lektüre aus, ausserdem werde der Lesestoff nicht ständig wiederholt.²³⁸ Heutzutage besteht der Schulunterricht vorwiegend aus extensivem Lesen: Die Lehrer verlangen die wortwörtliche Einprägung des Lesestoffes nur in wenigen Fällen wie zum Beispiel das Auswendiglernen von Gedichten. Der Unterricht hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein grundsätzlich anderes Konzept, in der Basler Landschaft kannten die Schülerinnen und Schüler zu dieser Zeit praktisch nur einige wenige religiöse Bücher, deren Inhalt sie sich für die Prüfung am heiligen Abendmahl merken mussten. Mit der zunehmenden Alphabetisierung gewann das extensive Lesen allerdings zunehmend an Bedeutung und fand in der Tradition des Vorlesens seinen Ausdruck.

10.3. Ergebnisse aus der Enquete

Obwohl die Basler Regierung eine differenzierte Schilderung der Schulsituation wollte und präzise Fragen an den Unterricht formulierte, enthielt die Enquete nur wenige Informationen über das Lesen in der Volksschule. Der Grund liegt in der Selbstverständlichkeit dieses Faches, das heisst, die Schule liess sich mit dem Lesenlernen gleichsetzen. Konkrete Aussagen enthielt die Enquete in den Antworten zu der 28. Frage, nämlich ob die jungen Leute, die bereits zum Abendmahl gegangen waren, lesen und schreiben konnten. Indirekt wollte die Basler Regierung wissen, ob die Kinder Prüfungen absolvieren mussten und wie hoch die Schulverantwortlichen die Leistungshürde setzten. Bezogen auf das Lesen stelle ich in der Untersuchung die Frage, in wie vielen Schulgemeinden die Kinder eine Leseprüfung bestehen mussten. Die Auswertung der Antwortbögen ergibt die folgende Tabelle:

Tabelle 13: Leseprüfung vor dem Abendmahl

Mussten die Kinder lesen können, bevor sie ins Abendmahl zugelassen waren?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43 = 100%)
ja	37	86.0%
nein	6	14.0%

²³⁷ Messerli, Vom imaginären: 247.

²³⁸ Wartburg-Ambühl, Alphabetisierung: 20.

Nicht überraschend prüften die meisten Schulverantwortlichen die Kinder im Lesen, da die reformatorische Kirche von ihren Mitgliedern verlangte, die heiligen Schriften lesen zu können. Allerdings setzten nicht alle Gemeinden hohe Massstäbe, und nicht selten drückten der Pfarrer und der Lehrer ein Auge zu, damit möglichst alle Kinder zum Abendmahl zugelassen wurden. Diese Einstellung lässt sich in der Auswertung des Datenmaterials darstellen: Von den 37 prüfenden Gemeinden gaben immerhin 23 an, wie gut die Kinder am Ende ihrer Schullaufbahn lesen konnten. Das Resultat sieht wie folgt aus:

Tabelle 14: Beurteilung der Lesefähigkeit

wie gut können die Kinder lesen?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (23 = 100%)
gut	10	43.5%
mässig	2	8.7%
eher schlecht	11	47.8%

Da nur 23 Gemeinden geeignete Angaben für die Auswertung boten, kann das Resultat nicht die ganze Landschaft abbilden, sondern nur eine Tendenz aussagen. Während etwas mehr als zwei Drittel der Pfarrer sich zufrieden zeigten und zwei Pfarrer zumindest teilweise zufrieden waren, gab fast die Hälfte ein schlechtes Urteil ab. Obwohl die Schule vor allem das Lesen förderte, blieben die Leistungen der Kinder hinter den Erwartungen der Schulverantwortlichen. Wie lässt sich dieses Resultat erklären? Ein in der Enquete oft genannter Grund war, dass viele Eltern die Kinder früh aus der Schule nahmen, weshalb viele Kinder ihre Bildung nicht genügend gut abschliessen konnten. Die negative Beurteilung durch die Pfarrer passte ausserdem zu den zeitlichen Umständen: Institutionen des Ancien Régime standen in der zeitgenössischen Kritik, die Volksschule gehörte als Teil der Kirche auch dazu. Möglicherweise nahmen einige Pfarrer deshalb eine kritischere Haltung an, die sich in den Antwortbögen auch widerspiegelt.

10.4. Ergebnisse aus der Examinationsliste 1799

In der Examinationsliste vergaben die Lehrer Noten an die Schülerinnen und Schüler. Sie teilten dabei die Kinder in verschiedene Gruppen ein, so dass die jüngeren Schüler noch buchstabieren, während die älteren lesen mussten. In den sechs Orten dieser Liste unterschieden Benken, Münchenstein, Muttenz und Pratteln nur zwischen Leser und Buchstabierer, während Binningen und Bottmingen noch eine dritte Kategorie kannten, nämlich das ABC-Lesen:

Tabelle 15: Verteilung der Leseschülerinnen und -schüler in Leistungsgruppen

Orte	Gesamt	Lesen	Relativer Anteil	Buchstabieren	Relativer Anteil	ABC lesen	Relativer Anteil
Benken	59	45	76.3%	12	20.3%	-	-
Binningen	76	33	43.4%	22	28.9%	2	2.6%
Bottmingen	50	22	44.0%	15	30.0%	4	8.0%
Münchenstein	49	32	65.3%	14	28.6%	-	-
MuttENZ	164	95	57.9%	9	5.5%	-	-
Pratteln	138	82	59.4%	44	31.9%	-	-
Alle 6 Orte	536	309	57.6%	116	21.6%	6	1.1%

Ein Lehrer benotete einen Schüler nur im Fach „Lesen“ oder im „Buchstabieren“, jedoch nicht in beiden Fächern gleichzeitig. Die Tabelle enthält deshalb keine Überschneidungen. Nur sehr wenige Kinder gehörten zu der ABC-Gruppe, allerdings lässt sich aus der Examinationsliste nicht herauslesen, ob die Lehrer nur zwei Leistungsgruppen lehrten oder ob das ABC-Lesen kein volles Jahr ausmachte und deshalb nicht examiniert wurde. In allen Orten klagten die Schulen über abwesende Schülerinnen und Schüler, und tatsächlich ergeben die relativen Anteile zusammengerechnet stets nie 100%. In MuttENZ benotete der Lehrer mehrere Schülerinnen und Schüler in keinem Fach, weil ihre schulischen Leistungen noch zu schwach seien. Vermutlich war die Zahl der Buchstabierenden und Buchstabierer in MuttENZ höher als knapp sechs Prozent.

Verglichen mit den anderen Orten haben Benken und Münchenstein eine höhere Anwesenheitsquote, während die anderen Schulen nicht über eine Quote von 90% oder mehr verfügen. Benkens positiver Befund wiederholt sich auch in den späteren Abschnitten.

Da die Examinationsliste die einzelnen Kinder mit Namen auflistete, lassen sich die beiden Geschlechter in fast allen Fächern vergleichen. Nur in einzelnen Fällen fehlten die Mädchen, weil der Lehrer ein bestimmtes Fach entweder nur den Knaben beibrachte oder kein Mädchen das Fach lernen wollte. Im Unterkapitel „Lesen von handgeschriebenen Schriften“ tritt ein solcher Fall auf. Die Aufteilung der Buchstabiererschülerinnen und -schüler sieht wie folgt aus:

Tabelle 16: Verteilung der Buchstabierenden und Buchstabierer

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Gesamt	Buchstabieren	Relativer Anteil	Gesamt	Buchstabieren	Relativer Anteil	Gesamt	Buchstabieren	Relativer Anteil
Benken	21	4	19.0%	38	8	21.1%	59	12	20.3%
Binningen	38	13	34.2%	38	9	23.7%	76	22	28.9%
Bottmingen	27	10	37.0%	23	5	21.7%	50	15	30.0%
Münchenstein	20	4	20.0%	29	10	34.5%	49	14	28.6%
MuttENZ	79	7	8.9%	85	2	2.4%	164	9	5.5%
Pratteln	69	26	37.7%	69	18	26.1%	138	44	31.9%
Alle 6 Orte	254	64	25.2%	282	52	18.4%	536	116	21.6%

Der relative Anteil an Buchstabierenden und Buchstabierern pendelt zwischen 20 bis 40 Prozent. Alle sechs Orte zusammengerechnet, betrug der relative Anteil der Mädchen etwas mehr als 25 Prozent, jene der Knaben weniger als 20 Prozent. In Benken blieb der Anteil allerdings sowohl bei den Knaben als auch bei den Mädchen tiefer als in anderen Orten. Wie liesse sich diese Differenz erklären? Dieses

Resultat könnte darauf hindeuten, dass die Kinder in Benken diese Lernphase schneller abschlossen als die Kinder in anderen Orten. Zwar könnten demographische Schwankungen eine Rolle spielen, aber die allgemein guten Werte für Benken weisen darauf hin, dass die Volksschule dieser Gemeinde im Allgemeinen zu den besseren in der Landschaft gehörte. Der Notendurchschnitt im Buchstabieren trübt jedoch dieses Bild ein wenig:

Tabelle 17: Notenschnitt der Buchstabiererrinnen und Buchstabierer

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Buchstabiererrinnen	Notendurchschnitt	Anzahl Buchstabierer	Notendurchschnitt	Anzahl Buchstabiererrinnen und Buchstabierer	Notendurchschnitt
Benken	4	1.25	8	2.5	12	2.1
Binningen	13	1.5	9	1.7	22	1.6
Bottmingen	10	2.0	5	1.6	15	1.9
Münchenstein	4	1	10	1.1	14	1.1
Muttenz	7	1.1	2	2	9	1.3
Pratteln	26 (8)	1.6	18 (3)	2.3	44 (11)	1.8
Alle 6 Orte	64 (46)	1.5	52 (37)	1.8	116 (83)	1.6

Die Notenskala setzt die 1 als die beste und 5 als die schlechteste zu erzielende Note. Allerdings benoteten alle Lehrer kein Kind tiefer als mit einer 3, stattdessen schrieben die Lehrer bei zu schlechten Leistungen, dass das Kind für das Fach noch zu schwach sei und deshalb noch nicht in diesem Fach unterrichtet würde. Während die Mädchen in Benken einen bemerkenswert guten Durchschnitt erzielten, rissen die Knaben mit dem schlechtesten Resultat in allen sechs Orten den Schnitt hinauf. Münchenstein zeigte ein erstaunlich gutes Resultat, und auch Pratteln muss im Speziellen erwähnt werden: Die Ortschaft listete sowohl am meisten Buchstabiererrinnen als auch Buchstabierer auf, jedoch erhielten nur ein Teil dieser Kinder eine Note. Die Zahl in der Klammer stellt jeweils die benoteten Kinder dar.

Wie gut lassen sich die Ergebnisse miteinander vergleichen? Da das Schulsystem noch nicht im gleichen Masse eine Vereinheitlichung erfuhr wie in den späteren Jahrzehnten, können wir auch nicht von einem einheitlichen Wertesystem ausgehen. Nichtsdestotrotz überraschen die signifikanten Unterschiede zwischen den Orten. Vor allem die Mädchen sorgen für Erstaunen: In fünf von sechs Orten erzielten sie bessere Noten als die Knaben, in Benken machte die Differenz sogar über eine ganze Note aus. Die Notenverteilung der Mädchen sieht wie folgt aus:

Tabelle 18: Buchstabieren; Notenverteilung der Mädchen

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	4	3	75.0%	1	25.0%	0	0.0%
Binningen	13	8	61.5%	3	23.1%	2	15.4%
Bottmingen	10	3	30.0%	4	40.0%	3	30.0%
Münchenstein	4	4	100.0%	0	0.0%	0	0.0%
Muttenz	7	6	85.7%	1	14.3%	0	0.0%
Pratteln	8	4	50.0%	3	37.5%	1	12.5%
Alle 6 Orte	46	28	60.9%	12	26.1%	6	13.0%

Die Mehrheit der Mädchen erhielt für ihre Leistung die Bestnote, nur sehr wenige Schülerinnen bekamen die Note 3. Orte mit sehr wenigen Buchstabiererrinnen hatten

sehr gute Durchschnitte. Wie bereits erwähnt, übten sich über 25 Prozent der Schülerinnen im Buchstabieren. Aufgrund der guten Resultate schliesse ich nicht aus, dass die Mädchen möglicherweise länger im Buchstabierunterricht verweilten als die Knaben. Die folgende Tabelle zeigt die Notenverteilung der Buchstabierer:

Tabelle 19: Buchstabieren; Notenverteilung der Knaben

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	8	1	12.5%	2	25.0%	5	62.5%
Binningen	9	4	44.4%	4	44.4%	1	11.1%
Bottmingen	5	2	40.0%	3	60.0%	0	0.0%
Münchenstein	10	9	90.0%	1	10.0%	0	0.0%
MuttENZ	2	0	0.0%	2	100.0%	0	0.0%
Pratteln	3	0	0.0%	2	66.7%	1	33.3%
Alle 6 Orte	37	16	43.2%	14	37.8%	7	18.9%

Warum kamen in Benken fünf Schüler nicht über die Note 3 hinaus? Vielleicht waren diese fünf Knaben sehr jung und hatten erst vor kurzem das Buchstabieren gelernt, vielleicht fehlte ihnen schlicht die Begabung. Die vorhandenen Daten ergeben keine klaren Zusammenhänge mit anderen Faktoren.

Nicht nur im Buchstabieren schnitten die Mädchen besser ab, sondern auch im Lesen. Die Interpretation dieses Befundes folgt im nächsten Abschnitt. Wie bereits erwähnt, unterrichteten die Lehrer mehr Kinder in Lesen als in Buchstabieren: In der Regel blieben die Kinder nicht lange beim Buchstabieren, hingegen mussten sie für eine längere Zeit das Lesen üben. Auch in diesem Fach lassen sich die Mädchen von den Knaben für die Untersuchung trennen. Die Verteilung von Leserinnen und Lesern ergibt folgendes Bild:

Tabelle 20: Verteilung der Leserinnen und Leser

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Ge-samt	Lesen	Rela-tiver Anteil	Ge-samt	Lesen	Rela-tiver Anteil	Ge-samt	Lesen	Rela-tiver Anteil
Benken	21	15	71.4%	38	30	78.9%	59	45	76.3%
Binningen	38	19	50.0%	38	14	36.8%	76	33	43.4%
Bottmingen	27	11	40.7%	23	11	47.8%	50	22	44.0%
Münchenstein	20	13	65.0%	29	19	65.5%	49	32	65.3%
MuttENZ	79	45	57.0%	85	50	58.8%	164	95	57.9%
Pratteln	69	39	56.5%	69	43	62.3%	138	82	59.4%
Alle 6 Orte	254	142	55.9%	282	167	59.2%	536	309	57.6%

Der relative Anteil der Mädchen unterscheidet sich nicht wesentlich von jenem der Knaben. Während der relative Anteil der Buchstabierinnen etwas höher ist als jener der Buchstabierer, nahmen zum Zeitpunkt der Examination mehr Knaben als Mädchen im Lesen Unterricht.

Die grossen Unterschiede zwischen den Dörfern fallen auf: Während Benkten und Münchenstein einen hohen Anteil an Kindern hatten, die zum Zeitpunkt der Examination lesen lernten, übten sich in Binningen und Bottmingen nicht einmal die Hälfte der Kinder in diesem Fach. Da der relative Anteil der Leseschülerinnen und -schüler mit jenem der Buchstabierinnen und Buchstabierer zusammenhängt,

folgt nach dem geringen Anteil der Buchstabierschülerinnen und -schüler in Benken ein sehr hoher im Fach Lesen. Der deutliche Abstand zu den anderen Orten überrascht den Forscher dennoch.

Binningen und Bottmingen hatten einen relativ hohen Anteil an Buchstabierern und Buchstabierern, einen eher kleinen Anteil an Leserinnen und Lesern, und eine recht hohe Abwesenheitsquote von etwa 15 bis fast 25 Prozent. Eine relativ kleine Lerngruppe im Lesen schien jedoch den einzelnen Schülerinnen und Schülern gute Lernbedingungen bieten zu können, wie die folgende Tabelle mit den Notendurchschnitten suggeriert:

Tabelle 21: Notenschnitt der Leserinnen und Leser

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Leserinnen	Notendurchschnitt	Anzahl Leser	Notendurchschnitt	Anzahl Leserinnen und Leser	Notendurchschnitt
Benken	15	1.9	30	2.0	45	2.0
Binningen	19	1.9	14	1.5	33	1.7
Bottmingen	11	1.2	11	1.8	22	1.5
Münchenstein	13	1.7	19	2.2	32	2.0
Muttenz	45	1.6	50	2.0	95	1.8
Pratteln	39	1.5	43	1.7	82	1.6
Alle 6 Orte	142	1.6	167	1.9	309	1.8

Bottmingen wies sowohl den besten Notenschnitt als auch die kleinste Anzahl an Schülerinnen und Schülern im Lesen auf. Auch Binningen kam auf einen relativ guten Schnitt, insbesondere die Schüler in dieser Ortschaft trumpften mit dem besten Wert unter den Knaben auf. Die Tabelle zeigt allerdings, dass Noten und Schülerzahlen nicht unbedingt korrelieren müssen: Während Pratteln trotz der zahlreichen Kinder den zweitbesten Notenschnitt erreichen konnte, erzielte Münchenstein zusammen mit Benken den schlechtesten Wert, obwohl Münchenstein nur 32 Schülerinnen und Schüler in diesem Fach zählte. Insgesamt schnitten die Mädchen besser ab als die Knaben, in Bottmingen erreichten sie mit der Note 1.2 einen auffällig niedrigen Wert.

Die Knaben hatten im Durchschnitt die schlechtere Note als die Mädchen. Um die in einigen Orten grossen Differenzen zu erklären, betrachte ich die Notenverteilung der Mädchen und Knaben:

Tabelle 22: Lesen; Notenverteilung der Mädchen

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	15	5	33.3%	7	46.7%	3	20.0%
Binningen	19	8	42.1%	5	26.3%	6	31.6%
Bottmingen	11	9	81.8%	1	9.1%	1	9.1%
Münchenstein	13	6	46.2%	5	38.5%	2	15.4%
Muttenz	45	24	53.3%	16	35.6%	5	11.1%
Pratteln	39	22	56.4%	13	33.3%	4	10.3%
Alle 6 Orte	142	74	52.1%	47	33.1%	21	14.8%

Viele Mädchen erzielten die Bestnote, nur wenige bekamen die Note 3. Benken und Binningen kamen beide auf den Schnitt 1.9, aber die grösste Gruppe in Benken ist die mittlere, während Binningen viele Einser- und Dreier-Schülerinnen hatte. Die

Knaben bekamen in den sechs Orten im Schnitt die schlechteren Noten als die Mädchen, weil sie im Verhältnis weniger oft die Note 1 erzielten und viele von ihnen nicht über die Note 3 hinaus kamen. Die Tabelle 9 zeigt die Verteilung in allen sechs Orten:

Tabelle 23: Lesen; Notenverteilung der Knaben

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	30	11	36.7%	8	26.7%	11	36.7%
Binningen	14	8	57.1%	5	35.7%	1	7.1%
Bottmingen	11	3	27.3%	7	63.6%	1	9.1%
Münchenstein	19	4	21.1%	7	36.8%	8	42.1%
Muttenz	50	19	38.0%	13	26.0%	18	36.0%
Pratteln	43	23	53.5%	12	27.9%	8	18.6%
Alle 6 Orte	167	68	40.7%	52	31.1%	47	28.1%

Die relative Verteilung spricht für die bessere Leistung der Mädchen, aber fast so viele Knaben verfügten über gute bis sehr gute Fähigkeiten im Lesen. Die absoluten Zahlen offenbaren, dass 74 Schülerinnen und 68 Schüler die Bestnote erhielten. 47 Schülerinnen und 52 Schüler schafften die Note 2. In diesen beiden Gruppen lagen die Leistungen nicht weit auseinander. Allerdings bewerteten die Lehrer mehr Knaben als Mädchen, und deutlich mehr Knaben erreichten nur die Note 3.

Warum schnitten Mädchen in diesem Fach im Schnitt besser ab als die Knaben? Die Mädchen lernten möglicherweise fleissiger und benahmen sich gesitteter, wie das Kapitel über die Sitten und Aufführung gezeigt hat. Eine andere Erklärung liefert die arbeitsökonomische Betrachtungsweise: Die nächsten Kapitel belegen, dass die Mädchen im Unterricht oft nicht mehr lernten als das Lesen von gedruckten Texten und Schreiben. Da sie allerdings gleich lange in die Schule gingen, konnten sie auch mehr Zeit für das Lesen aufwenden.

10.5. Lesen von handgeschriebenen Schriften

In der Examinationsliste mussten die Lehrer nicht nur angeben, wie viele Kinder gerade zu diesem Zeitpunkt in den Fächern ABC-Lesen, Buchstabieren und Lesen lernten, sondern auch wie viele Schülerinnen und Schüler über die Fähigkeit zum Lesen von handgeschriebenen Schriften verfügten und wie gut sie in dieser Disziplin abschnitten. Für diesen Teil des Unterrichts verwendeten die Lehrer die Vorschriften an der Wandtafel, sofern sie über solche verfügten. Häufiger lasen die Kinder wohl von Briefen und Urkunden vor.²³⁹ In der Regel unterrichtete der Lehrer nur jene Kinder, die bereits das Lesen von gedruckten Schriften beherrschten. Der relative Anteil ist deshalb auch kleiner als jener bezüglich des normalen Lesens. Die folgende Tabelle zeigt den Anteil der Leserinnen und Leser, die „Geschriebenes“ lesen konnten:

²³⁹ Zingg, Schulwesen: 78.

Tabelle 24: Lesen von Handschriften; Anzahl lernende Schülerinnen und Schüler

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Ge- samt	Nehmen teil	Rela- tiver Anteil	Ge- samt	Nehmen teil	Rela- tiver Anteil	Ge- samt	Nehmen teil	Rela- tiver Anteil
Benken	21	12	57.1%	38	11	28.9%	59	23	39.0%
Binningen	38	6	15.8%	38	13	34.2%	76	19	25.0%
Bottmingen	27	10	37%	23	7	30.4%	50	17	34.0%
Münchenstein	20	-	-	29	2	6.9%	49	2	4.1%
MuttENZ	79	-	-	85	27	31.8%	164	27	16.5%
Pratteln	69	-	-	69	15	21.7%	138	15	10.9%
Alle 6 Orte	254	28	11.0%	282	75	26.6%	536	103	19.2%

Eduard Zingg schrieb, dass selbst in stark besuchten Schulen kaum ein halbes Dutzend Kinder die Fähigkeit hatten, handgeschriebene Schriften zu lesen.²⁴⁰ Die Tabelle zeigt allerdings, dass in einigen Schulen recht viele Kinder auch das Lesen von Handschriften lernten. Die Diskrepanz zwischen Mädchen und Knaben fällt hier jedoch auf: In Münchenstein und Pratteln lernte kein einziges Mädchen diese Art des Lesens oder es wurde zumindest darin nicht geprüft, dafür lag der Mädchenanteil in Benken und Bottmingen deutlich höher als jener der Knaben. In MuttENZ schienen die Mädchen zwar das Lesen von handgeschriebenen Texten zu lernen, aber der Lehrer verteilte keine Note. Er schrieb lediglich als Notiz: „Alle [Mädchen,] die, so fertig gedruckt lesen, lesen auch fertig geschriebenes.“

Da die Mädchen sowohl im Buchstabieren als auch im Lesen von gedruckten Schriften mehrheitlich besser abschnitten als die Knaben, könnte zumindest in Pratteln entweder der Lehrer sie benachteiligt haben, oder die Eltern erlaubten ihnen diesen Unterricht nicht: Sie könnten die Mädchen vorzeitig aus der Schule genommen und die Meinung vertreten haben, dass die Mädchen diese Fähigkeit nicht benötigten oder zu Hause lernen könnten. Weil in drei Ortschaften die Lehrer die Mädchen in diesem Fach nicht registrierten, variiert der relative Anteil enorm.

Benken wies sowohl den höchsten relativen Anteil an Leserinnen als auch den höchsten relativen Anteil beider Geschlechter zusammengezählt auf: Von 59 Kinder übten 23 in diesem Fach, davon waren 12 Mädchen und 11 Knaben. In absoluten Zahlen betrachtet, hat die Schule in diesem Dorf ausserdem den zweitbesten Wert an teilnehmenden Schülerinnen und Schülern. Allerdings erhielten die Kinder eher mässige Noten, wie die folgende Tabelle zeigt:

Tabelle 25: Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenschnitt

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Note	Notendurch- schnitt	Anzahl Note	Notendurch- schnitt	Anzahl Note	Notendurch- schnitt
Benken	12	2.6	11	2.4	23	2.5
Binningen	6	2	13	2.3	19	2.2
Bottmingen	10	2.3	7	2.0	17	1.8
Münchenstein	-	-	2	1.0	2	1.0
MuttENZ	-	-	27	1.7	27	1.7
Pratteln	-	-	15	1.8	15	1.8
Alle 6 Orte	28	2.4	75	1.9	103	2.0

²⁴⁰ Zingg, Schulwesen: 78.

Zwar lernten in Benken relativ viele Kinder dieses Fach, aber die Resultate waren deutlich schlechter als in anderen Orten, vorausgesetzt, die Noten dienen als Vergleichsmaterial. In Münchenstein gehörte das Lesen von handgeschriebenen Texten offensichtlich zu einem Privileg der Klassenbesten: Nur 2 von 49 Kindern übten sich in diesem Fach, allerdings schnitten sie im Examen bravourös ab. Nicht unerwartet erzielten die Schülerinnen und Schüler im Schnitt die schlechtere Note als beim Lesen von gedruckten Texten, da das Lesen von Handschriften als die schwierigere Übung galt. Nur in drei Orten lässt sich die Notenverteilung der Mädchen analysieren:

Tabelle 26: Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenverteilung der Mädchen

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	12	2	16.7%	1	8.3%	9	75.0%
Binningen	6	2	33.3%	2	33.3%	2	33.3%
Bottmingen	10	3	30.0%	1	10.0%	6	60.0%
Alle 3 Orte	28	7	25.0%	4	14.3%	17	60.7%

Benken und Bottmingen förderten die Mädchen zwar auch im Lesen von Handschriften, aber eine grosse Zahl der Schülerinnen erzielte nur die Note 3. Die absoluten Zahlen offenbaren, dass die Spitzengruppen in den drei Orten ungefähr gleich klein waren: Drei bis vier Schülerinnen erhielten die Note 1 oder 2. Wahrscheinlich nahm dieses Fach unter den Mädchen oder unter den Eltern der Mädchen keine hohe Priorität ein, da selbst gute Leseschülerinnen in diesem Fach nicht selten eine mittelmässige Note bekamen. Deutlich anders sah die Notenverteilung bei den Knaben aus:

Tabelle 27: Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenverteilung der Knaben

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	11	2	18.2%	3	27.3%	6	54.5%
Binningen	13	2	15.4%	5	38.5%	6	46.2%
Bottmingen	7	3	42.9%	4	57.1%	0	0.0%
Münchenstein	2	2	100.0%	0	0.0%	0	0.0%
Muttenz	27	11	40.7%	13	48.1%	3	11.1%
Pratteln	15	4	26.7%	5	33.3%	6	40.0%
Alle 6 Orte	75	24	32.0%	30	40.0%	21	28.0%

Muttenz fällt mit einem überraschend guten Resultat auf: In seiner Schule lernten nicht nur deutlich mehr Schüler das Lesen von Handschriften als in anderen Orten, sondern sie zeigten auch sehr gute Leistungen. In Muttenz bekamen fast so viele Schüler die Note 1 wie die Schüler von allen anderen Orten zusammengerechnet. Ein ähnliches Bild ergibt die Betrachtung der Schüler mit der Note 2: 13 Schüler in Muttenz, 17 Schüler in allen anderen Orten zusammengezählt. Da in Muttenz allerdings viel mehr Kinder die Schule besuchten als in den kleineren Gemeinden, lag die Besuchsrate der Knaben in diesem Fach nicht wesentlich höher als jene in Benken, Binningen und Bottmingen, wie die Tabelle 24 bereits gezeigt hat.

11. Schreiben

Während die Geschichtsforschung das Lesen erst in letzter Zeit als eine aktive Tätigkeit wahrnimmt, sah sie das Schreiben schon seit Längerem als eine aktive und schwieriger zu erlernende Tätigkeit. Wie bereits erwähnt, lernten die Schüler das Schreiben erst, nachdem sie zufriedenstellend lesen konnten. Da jedoch viele Kinder die Schule früh verliessen, lernten nur wenige Schülerinnen und Schüler gut schreiben.

Obwohl die Schule nachweislich das Schreiben vernachlässigte, können die Resultate nicht belegen, wie viele Schüler es in ihrem späteren Leben tatsächlich beherrschten. Einerseits nahm das Schreibgefühl möglicherweise bei einigen Schülern allmählich ab, weil sie diese in kurzer Zeit gelernte Fähigkeit im Alltag nicht gebrauchen konnten. Andererseits wies Messerli zu Recht darauf hin, dass viele Schreiberinnen und Schreiber von persönlichen Schriften entweder selber oder unter Anleitung der Eltern schreiben gelernt hatten.²⁴¹

Der Schreibunterricht bestand vorwiegend aus Kopieren, die dafür verwendeten Vorlagen waren entweder handgeschrieben oder gedruckt. Vor 1800 hatte die Volksschule wenig Interesse, die Schüler zu einer kreativeren Schreibtätigkeit anzuregen. Da die Kinder vor allem die Vorlagen reproduzieren mussten, achteten die Lehrer mehr auf die kalligraphische Gestaltung und weniger auf das Verständnis der Kinder für die Texte.²⁴² Die Menschen nahmen die Fähigkeit zu Schreiben jedoch als wertvoll wahr, wenn sie eine Kopie eines Buches oder eines Briefes fertigen wollten: Die meisten Haushalte konnten sich damals nur eine begrenzte Anzahl von Büchern leisten, deshalb schätzten es die Leute, wenn die Kinder von einer Vorlage ordentlich abschreiben konnten. Das Kopieren erachteten viele Eltern als eine nützliche Arbeit. Kinder lernten das Schreiben deshalb nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause, wenn die Eltern sie mit einer Kopierarbeit beauftragten.²⁴³

11.1. Lesen und Schreiben im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext

Die wirtschaftliche Lage der Basler Landschaft veränderte sich im 18. Jahrhundert rasch: Die Einschlagsbewegung gestaltete die Agrarlandschaft neu, und die Industrialisierung führte nicht nur zu einem Bevölkerungswachstum, sondern auch zu neuen Bevölkerungsschichten innerhalb der Dörfer. Die meisten Menschen benötigten jedoch weiterhin keine weiterführenden Kenntnisse im Lesen und Schreiben, da sie diese Kenntnisse selten gewinnbringend nutzen konnten. Die Industrialisierung könnte sogar die Bemühungen der Schule untergraben haben, wie Alfred Messerli vermutete.²⁴⁴

Von Wartburg-Ambühl schrieb in ihrer Untersuchung der Alphabetisierung in Zürich, dass für den tüchtigen Bauer das Lesen und das Schreiben keine Fähigkeiten seien, die ihm erhöhte Berufschancen einräumen würden. Die Autorin sah das Streben nach Ämtern als eine mögliche Motivation, um die Schreibkenntnisse

²⁴¹ Messerli, Lesen und Schreiben: 503.

²⁴² Messerli, Passives Lesen: 301.

²⁴³ Messerli, Lesen und Schreiben: 586.

²⁴⁴ Messerli, Lesen und Schreiben: 10.

zu vertiefen. Da aber nur wenige Personen ein Amt anstrebten, spielte diese Motivation nur in wenigen Fällen eine Rolle.²⁴⁵

Beruf und Bildung hingen eng zusammen und bedingten sich gegenseitig: Während heute jedoch die Bildung und Weiterbildung oft über die berufliche Weiterentwicklung entscheiden, schien die Arbeit die Kinder in ihrer Bildung einzuschränken. Nicht nur die Berufsgruppen stellten unterschiedliche Forderungen an die Bildung, eine weitere Differenzierung stellte das Geschlecht dar. Von Wartburg-Ambühl konnte nachweisen, dass die Schreibfähigkeit der Zürcher Männer deutlich höher war als jene der Frauen.²⁴⁶ Ein ähnliches Resultat zeigte Samuel Huggel für das Amt Farnsburg in Basel: Während die Männer ihr Testament mehrheitlich mit einer Unterschrift unterzeichneten und die Zahl der Schreibfähigen ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunahm, unterschrieben fast alle Frauen ihr Testament mit einem Kreuz oder anderen Zeichen. Erst nach der Jahrhundertwende unterschrieben ein Fünftel bis ein Viertel der Frauen mit ihrem Namen.

Gewiss konnte Huggel die Schreibfähigkeit der Basler Männer und Frauen nur indirekt nachweisen, da viele Faktoren bei der Interpretation berücksichtigt werden müssen. Reicht das Unterzeichnen mit dem Namen aus, um einer Person Schreibkenntnisse zu attestieren? Der Autor gruppierte die männlichen und die weiblichen Unterschreibenden in die verschiedenen Jahrzehnte ein, in der Regel verteilten sich zwischen 40 bis 50 Leute auf ein Jahrzehnt. Diese Gruppe war heterogen zusammengesetzt, denn die Unterschreibenden unterschieden sich im Alter und in ihrem Status.²⁴⁷ Die Heterogenität in Huggels Darstellung relativiert das Ergebnis, trotzdem taugt seine Darstellung der Testamentunterschriften als ein Hinweis auf die geschlechtliche Ungleichheit in der Bildung.

Der relativ hohe Anteil an schreibunkundigen Erwachsenen überrascht nicht. Wie weiter oben beschrieben förderte die Schule das Schreiben nicht in gleichen Massen wie das Lesen. Messerli schrieb: „Schreiben war fakultativ, und die Mädchen waren oft davon ausgeschlossen.“²⁴⁸ Im gleichen Zusammenhang stand die bis 1800 herrschende Meinung, dass ein Kind ein gewisses Alter erreichen müsse, bevor es das Schreiben erlernen sollte. Im Gegensatz zu der heutigen Praxis, den Schülern das Lesen und das Schreiben praktisch gleichzeitig beizubringen, galt das gekonnte Lesen meistens als Bedingung für das Schreibenlernen. Doch wie sah der Unterricht für die Schreibschüler aus? Messerli wies darauf hin, dass „Schreiben meist Kopieren bedeutete und der kalligraphischen Gestaltung eine entscheidende Bedeutung beigemessen wurde“, und zwar „auf Kosten inhaltlicher Eigenständigkeit und orthographischer Richtigkeit.“ Der Unterricht im Schreiben beschränkte sich ausserdem auf eine limitierte Zeit, nämlich auf die letzten Jahren der Schulausbildung, und es mangelte ihm an notwendigem Schulmaterial, weshalb Messerli zum Schluss kam, dass die Schule des Ancien Régime ihre Schüler nur mit partiellen Schreibkenntnissen entliesse, während die Schülerinnen selbst über solche Kenntnisse oft nicht verfügen würden.²⁴⁹

²⁴⁵ von Wartburg-Ambühl, *Alphabetisierung*: 43.

²⁴⁶ von Wartburg-Ambühl, *Alphabetisierung*: 93.

²⁴⁷ Huggel, *Einschlagsbewegung*: 761-762.

²⁴⁸ Messerli, *Lesen und Schreiben*: 503.

²⁴⁹ Messerli, *Lesen und Schreiben*: 501.

11.2. Schreiben: Ergebnisse aus der Enquete

Ähnlich wie beim Lesen fragte das neu geschaffene Erziehungskomitee nicht, ob die Schülerinnen und Schüler in der Schule schreiben lernten, stattdessen suggerierte die 20. Frage des Bogens, nämlich „was in der Schule neben Lesen und Schreiben gelernt wird“, dass die Lehrer dieses Fach in allen Schulen lehrten. Aber lernten alle Kinder schreiben? Und wie gut konnten sie nach der Schule schreiben? Diese zwei Fragen lassen sich mit der Enquete nur indirekt beantworten: Das Erziehungskomitee stellte im Punkt 29 die Frage, „ob die jungen Leute, welche schon zum Abendmahl gegangen, grösstentheils fertig lesen und schreiben können?“²⁵⁰ Aus den vorhandenen Antworten ergibt sich die folgende Tabelle:

Tabelle 28: Anzahl Gemeinden mit Schreibprüfung vor dem Heiligen Abendmahl

Mussten die Kinder schreiben können, bevor sie zum Abendmahl zugelassen waren?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43 = 100%)
ja	19	44.2%
nein	24	55.8%

Im Gegensatz zum Fach „Lesen“ prüfte weniger als die Hälfte der antwortenden Schulgemeinden das Fach „Schreiben“. Zwei Gründe führten zu diesem Resultat: Erstens stammte die geltende Schulordnung noch aus dem Jahr 1759.²⁵¹ Diese sah keine Schreibprüfung vor dem Heiligen Abendmahl vor. Zweitens überforderte bereits die Prüfung zur Lesefähigkeit viele Kinder. Das Schreiben galt als die schwierigere Disziplin, wahrscheinlich lernten nicht alle Mädchen und Knaben das Schreiben in der Schule. Nicht wenige Pfarrer kritisierten, dass viele Kinder die Schule bereits verliessen, sobald sie ein bisschen lesen konnten, weil die Eltern sie lieber arbeiten liessen.

11.3. „Auswendig schreiben“: Diktate

Bestand der Schreibunterricht wirklich nur aus Abschreiben? Vieles spricht für diese Annahme: Der Lehrer legte grossen Wert auf das Lesen, das Schreiben hingegen blieb lange fakultativ. Die Prüfung vor dem heiligen Abendmahl konzentrierte sich auf die Lesefähigkeit der Kinder, nur in wenigen Gebieten prüften der Lehrer und der Pfarrer, ob die Kinder gut schreiben konnten.

Von den bisherigen Forschungen ausgehend, überraschte die neue Basler Regierung mit ihrer Frage an die Gemeinde, ob in ihrer Schule „auswendig geschrieben“ wurde. Unter Auswendigschreiben verstanden die Bildungsverantwortlichen damals, was wir heute als Diktate bezeichnen. Das Schreiben von Diktaten verlangt in der Regel deutlich mehr Schreibkenntnisse als das Abschreiben von Texten, denn für letzteres benötigen die Kinder in erster Linie Geduld und Sorgfalt, aber nicht unbedingt orthographisches Wissen. Die 43 ausgewerteten Antwortbögen ergeben zusammengefasst die folgende Tabelle:

²⁵⁰ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 3: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵¹ Gauss, Liestal: 50-51.

Tabelle 29: Anzahl Gemeinden mit Diktatunterricht

Wird in der Schule auswendig geschrieben (diktiert)?	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (43 = 100%)
ja	21	48.2%
nein	22	51.2%

Von den 43 Schulen kannte fast die Hälfte davon die Praxis des Auswendigschreibens, das heisst, dass in diesen Schulen der Schreibunterricht nicht bloss aus Abschreiben bestand. Vermutlich lernten die älteren Kinder den Katechismus nicht nur auswendig aufzusagen, sondern ihn auch auswendig zu schreiben.

Nur wenige Pfarrer nannten die Gründe, warum die Kinder in ihrer Schule nicht auswendig schrieben: In Arisdorf machte der Lehrer in der öffentlichen Schule keine Diktate, wohl aber in der Nebenschule.²⁵² Der Pfarrer in Diegten entschuldigte sich für das fehlende Diktieren in der Schule, indem er auf die ländliche Aussprache des Lehrers hinwies.²⁵³ Nach der Meinung einiger Schulverantwortlichen mussten die Kinder erst einmal das richtige Alter und die erforderliche Bildung erreichen, um diese schwierige Übung absolvieren zu können: Von Seltisberg kam die Klage, dass die Kinder die Schule zu früh verliessen, um das Auswendigschreiben beherrschen zu können.²⁵⁴ Auch in Waldenburg meinte der Pfarrer, dass die Schüler dafür zu jung und unreif seien.²⁵⁵

Da dieses Fach relativ hohe Anforderungen stellte, hatte es in den meisten Schulen keine hohe Priorität. Nur eine geringe Zahl von Schulen gab an, wie oft die Kinder in der Schule Diktate schrieben: Sechs Gemeinden hielten fest, dass das Auswendigschreiben in ihrer Schule einmal wöchentlich stattfand. Eine Ausnahme bildete Ramlinsburg, weil in ihrer Schule der Lehrer zwei Mal pro Woche diktierte.²⁵⁶

11.4. Ergebnisse aus der Examinationsliste 1799

Am Schreibunterricht nahmen nach der Darstellung von Zingg meistens Knaben teil, jedoch war deren Anzahl recht spärlich. Gemäss der Aussage des Autors schwankte die Zahl der Schreischüler zwischen einem Viertel und etwa der Hälfte der Leseschüler, weil in der Regel nur gute Leseschüler schreiben lernten.²⁵⁷ Lässt sich aus diesen Angaben darauf schliessen, dass die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler nicht schreiben lernten? Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass viele Kinder für das Schreibenlernen noch zu jung waren und erst wenige Jahre darauf damit anfangen würden. Mit anderen Worten: Zum Zeitpunkt der Umfrage lernten in einigen Schulen zwar nur ein Viertel der Kinder schreiben, aber wenn der Lehrer konsequent alle Schülerinnen und Schüler auffordern würde, ab einem gewissen Alter den Schreibunterricht zu besuchen, dann würden im besten Fall trotzdem alle Kinder beim Verlassen der Schule das Schreiben beherrschen können.

²⁵² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 10: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 86: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 251: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 291: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵⁶ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 202: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁵⁷ Zingg, Schulwesen: 75.

Da die Enquete nicht genug Informationen enthält, um die Beobachtungen von Zingg weder zu bestätigen noch zu widerlegen, nutze ich die Examinationsliste aus dem Jahr 1799 für die Darstellung des Schreibunterrichts. Die sechs Orte in der Examinationsliste brachten erstaunliche Resultate hervor:

Tabelle 30: Anzahl Kinder im Schreibunterricht

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Ge- samt	Schrei- ben	relativer Anteil	Ge- samt	Schrei- ben	relativer Anteil	Ge- samt	Schrei- ben	relativer Anteil
Benken	21	12	57.1%	38	25	65.8%	59	27	45.8%
Binningen	38	17	44.7%	38	14	36.8%	76	31	40.8%
Bottmingen	27	10	37%	23	10	43.5%	50	20	40.0%
Münchenstein	20	-	-	29	-	-	49	-	-
MuttENZ	79	16	20%	85	22	25.9%	164	38	23.2%
Pratteln	69	-	-	69	16	23.2%	138	16	11.6%
Alle Orte ohne Mün- chenstein	234	55	24%	253	87	34%	487	132	27%

Die Tabelle listet die Anzahl der Schülerinnen und Schüler auf sowie jene, die zum Zeitpunkt der Examination schreiben lernten. Eine grosse Diskrepanz lässt sich zwischen den Orten feststellen: Während Benken, Binningen und Bottmingen über einen relativen hohen Anteil an Schreibschülerinnen und -schülern verfügten, war von den vielen Kindern in MuttENZ und Pratteln etwa jedes vierte Kind dabei, schreiben zu lernen, als die Examination durchgeführt wurde. Der Lehrer brachte in der Regel das Schreiben nur denjenigen Kindern bei, die bereits genügend gut lesen konnten. Anscheinend konnten in Benken, Binningen und Bottmingen nicht nur relativ viele Kinder genügend gut lesen, sondern sie schienen früher mit dem Schreiben anzufangen als in den grösseren Ortschaften.

Münchenstein liefert keine konkreten Zahlen, aber der Lehrer vermerkte als Randnotiz, dass alle gleich schlecht schreiben würden; wahrscheinlich nach seinem Empfinden so schlecht, dass er auf eine Benotung der Leistung verzichtete. Ähnlich argumentierte der Lehrer in Pratteln für das Fehlen der Angaben zu den Mädchen, auch sie seien im Schreiben noch sehr schwach. Grundsätzlich schätze ich den Anteil an Schreiberinnen und Schreibern höher ein als in den dargestellten Resultaten, da mehrere Kinder hier nicht berücksichtigt wurden, die eventuell schon mit dem Schreibunterricht angefangen hatten, aber für die Examinationsliste wegen zu schwacher Leistung nicht benotet wurden. Da Münchenstein weder Schülerinnen noch Schüler in diesem Fach prüfte, fällt die Gemeinde für die Berechnung des Durchschnitts weg. Pratteln wird in der Berechnung dazugezählt, da aber die Mädchen in Pratteln keine Noten bekamen, verzerren sie den relativen Anteil.

Obwohl die Examinationsliste nur einige wenige Orte umfasst und nicht die Situation in der Basler Landschaft repräsentieren kann, zeigen die vorhandenen Resultate, dass die Anzahl der Schülerinnen und Schüler in einer Gemeinde den Unterricht belastete. Besuchten zu viele Kinder dieselbe Schule, könnte der Unterricht auf folgende Weise darunter gelitten haben: Die Aufsicht über die Kinder überforderte den Lehrer, die Kinder fehlten öfter in der Schule, und grundsätzlich hatte der Lehrer zu wenig Zeit für das einzelne Schulkind. Für die untersuchten Orte lässt sich feststellen, dass der Notendurchschnitt im Schreiben tendenziell schlecht war, wenn viele Kinder schreiben lernten. Die Lehrer stuften die Fähigkeit der Schülerinnen und Schüler im Schreiben eher niedrig ein, wie der Notendurchschnitt in den vorhandenen Orten zeigt:

Tabelle 31: Notendurchschnitt im Schreiben

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Schreiberinnen	Notendurchschnitt	Anzahl Schreiber	Notendurchschnitt	Anzahl Schreiberinnen und Schreiber	Notendurchschnitt
Benken	12	2.3	25	2.6	37	2.5
Binningen	17	2.6	14	2	31	2.3
Bottmingen	10	2.1	10	2.1	20	2.1
Münchenstein	-	-	-	-	-	-
Muttenz	15	2.0	22	2.4	38	2.2
Pratteln	-	-	16	1.8	16	1.8
Alle Orte ohne Münchenstein	54	2.3	87	2.2	142	2.2

Die Aussagekraft der Resultate kommt nicht vollständig zur Geltung, und zwar durch die Tatsache, dass die sehr schwachen Schreiberinnen und Schreiber gar nicht erst benotet wurden. Dennoch erstaunen die Resultate im Vergleich zu den anderen Fächern: Der Durchschnitt der fünf Gemeinden ohne Münchenstein beträgt 2.3 bei den Mädchen sowie 2.2 bei den Knaben, das heisst, er liegt damit höher als in allen anderen benoteten Fächern. Die Kinder erzielten im Schreiben schlechtere Noten als in anderen Fächern. Während zum Beispiel im Rechenunterricht nur wenige Kinder teilnahmen, dafür aber etwas bessere Noten erzielten, lehrte der Lehrer wesentlich mehr Kinder im Schreiben und verteilte ihnen weniger gute Noten. Wie lässt sich diese Korrelation erklären? Wahrscheinlich durften nur die besten Schülerinnen und Schüler neben Lesen und Schreiben auch noch Rechnen lernen. Das Schreiben gehörte zwar nicht überall in der Landschaft zu den geprüften Fächern, in den drei Orten mit einem hohen Anteil an Schreibschülerinnen und -schülern schienen jedoch alle Kinder an diesem Unterricht und an der Prüfung teilzunehmen, sobald sie das richtige Alter erreichten. Die folgende Tabelle zeigt die Notenverteilung der Mädchen und belegt die erwähnte Annahme:

Tabelle 32: Schreiben; Notenverteilung der Mädchen

Orte	Anzahl Noten	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	12	2	16.7%	5	41.7%	5	41.7%
Binningen	17	1	5.9%	5	29.4%	11	64.7%
Bottmingen	10	3	30.0%	3	30.0%	4	40.0%
Münchenstein	-	-	-	-	-	-	-
Muttenz	15	4	26.7%	8	53.3%	3	20.0%
Pratteln	-	-	-	-	-	-	-
Vier Orte ohne M. und P.	54	10	18.5%	21	38.9%	23	42.6%

In Benken, Binningen und Bottmingen nahmen fast alle Leseschülerinnen gleichzeitig am Schreibunterricht teil. Der grösste Teil der Mädchen erzielten die Note 3, nur einzelne kamen auf die Höchstnote 1. In Muttenz erhielten nicht alle Schülerinnen Noten: Der Lehrer schrieb als Randnotiz, dass mehrere Schülerinnen für den Schreibunterricht noch zu schwach seien. Er prüfte deshalb nur 15 Mädchen, die im Schnitt allerdings bessere Resultate vorweisen konnten als die Mädchen im Benken,

Binningen und Bottmingen. In Muttenz bekam jede zweite Schülerin die Note 2 im Schreiben, und nur drei Schülerinnen erhielten die Note 3.

Die zusammengerechnete Verteilung der vier Orte zeigt, dass die meisten Mädchen entweder die Note 2 oder die Note 3 erzielten. Bei den Knaben ergibt die zusammengerechnete Verteilung fast das gleiche Bild, allerdings unterscheidet sich die Verteilung in den einzelnen Orten wesentlich von jener der Mädchen:

Tabelle 33: Schreiben; Notenverteilung der Knaben

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	25	3	12.0%	4	16.0%	18	72.0%
Binningen	14	4	28.6%	6	42.9%	4	28.6%
Bottmingen	10	2	20.0%	5	50.0%	3	30.0%
Münchenstein	-	-	-	-	-	-	-
Muttenz	22	2	9.1%	10	45.5%	10	45.5%
Pratteln	16	7	43.8%	6	37.5%	3	18.8%
Alle 6 Orte ohne Münchenstein	87	18	20.7%	31	35.6%	38	43.7%

Wie bereits erwähnt, hatten die Orte Benken, Binningen und Bottmingen einen recht hohen Anteil an Schreischülern. Ähnlich wie bei den Mädchen lernten fast alle Knaben Schreiben und Lesen gleichzeitig. Die Notenverteilung sah jedoch anders aus als bei den Mädchen: Während die Noten der Knaben in Binningen und Bottmingen sich gleichmässiger verteilten als jene der Mädchen, bekamen drei Viertel aller Knaben in Benken die Note 3. Möglicherweise wirkten sich grosse Gruppen von Schreischülern negativ auf den Notenschnitt aus. In Muttenz lernten 22 Schüler das Schreiben, die Mehrheit erzielte entweder die Note 2 oder 3.

Die absoluten Zahlen belegen allerdings, dass die Anzahl der sehr guten und guten Schülerinnen und Schüler sich nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Viele Kinder in einem anspruchsvollen Fach könnten den Notenschnitt verschlechtern, weil dadurch die Möglichkeit bestand, dass auch die überforderten Schülerinnen und Schüler am Unterricht teilnahmen. Binningen bildet die Ausnahme mit nur einer Einser-Schülerin und vier Einser-Schülern. Die grössten Unterschiede lassen sich bei den Dreier-Schülerinnen und -Schülern finden: In Benken kamen 5 Schülerinnen und 18 Schüler auf die Note 3, in Muttenz standen 3 Schülerinnen 10 Schülern mit der gleichen Note gegenüber. Pratteln fällt mit guten Resultaten im Schreiben auf. Da aber nur 16 Knaben und kein einziges Mädchen Noten bekamen, stellt sich bei Pratteln die Frage, ob der Lehrer nicht die Knaben bevorzugte oder die Mädchen benachteiligte.

12. Rechnen

Im Gegensatz zu den zwei Fächern „Lesen“ und „Schreiben“ existieren nur wenige Forschungen, die sich mit dem Rechnen in der frühneuzeitlichen Volksschule beschäftigen. Da sich das damalige Schulwesen stark auf religiöse Inhalte konzentrierte, blieben säkulare Fächer auf der Strecke. Die Forschung in der Schweiz hat des-

halb bisher nur wenige relevante Quellen zum Rechenunterricht des 18. Jahrhunderts gefunden.

Vor der Jahrhundertwende lehrten in Basel nur wenige Schulmeister das Rechnen, und wenn sie es taten, dann durften meistens nur die ältesten Schüler am Rechenunterricht teilnehmen. Eine systematisch aufgebaute Lehre konnten die Lehrer allerdings nicht bieten, Hilfsmittel und Methode kamen erst nach 1800 in die Volksschule. Johann Heinrich Pestalozzi entwarf für die Volksschule Einheits- und Bruchtabellen, die sich allerdings erst allmählich im Unterricht durchsetzen konnten.²⁵⁸ Dass die meisten öffentlichen Schulen den Rechenunterricht nur mit Mühe einführen konnten, lag nicht zuletzt am Verhalten der Väter und Mütter: Sobald sich ihre Kinder das Lesen und Schreiben halbwegs angeeignet hatten, verliessen sie auf Drängen der Eltern die Schule und mussten im Haushalt oder auf dem Feld arbeiten.

12.1. Ergebnisse aus der Enquete

Die neue Basler Regierung hielt die Förderung der Schule für ein wichtiges Anliegen und verstand darunter mehr als nur die Verbesserung in den bisherigen obligatorischen Fächern. Unter den 30 Fragen stellte die Regierung deshalb auch die Frage, „ob Rechnen gelehrt wird“. Da die Schulordnung das Fach Rechnen nicht verlangte, mussten die meisten Schulen sich nicht verpflichten, dieses Fach zu unterrichten. Das Resultat aus der Enquete überrascht unter diesen Vorbedingungen, wie die folgende Tabelle zeigt:

Tabelle 34: Anzahl Schulen mit Rechenunterricht

Wird in der Schule gerechnet?	Anzahl Gemeinden	relativer Anteil (43 = 100%)
ja	24	56.0%
nein	19	44.0%

Obwohl die Schulordnung den Rechenunterricht nicht vorschrieb, lernten die Kinder in fast drei Fünftel aller Schulgemeinden das Rechnen in der Schule. Das Resultat widerspricht der Annahme von Zingg, der in seinem Buch schrieb, dass Unterricht im Rechnen nur ausnahmsweise erteilt würde.²⁵⁹ Zweifellos lehrten die Lehrer in vielen Schulen das Rechnen nicht, aber der Unterricht in diesem Fach fand in nicht wenigen Schulen regelmässig statt. Liestal kannte zum Beispiel das Rechnen als Unterrichtsfach bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.²⁶⁰

Bot die Schule kein Rechnen an, mussten die Kinder es anderswo lernen. Wie eigneten sie sich also den Umgang mit Zahlen ausserhalb der Schule an? Zingg wies zu Recht auf die Verantwortung der Eltern hin.²⁶¹ Der Pfarrer in Ziefen deutete zum Beispiel an, dass die Kinder das Rechnen von ihren Eltern lernen würden. Mit anderen Worten: Viele Menschen sahen das Rechnen nicht als ein typisches Schulfach, sondern die Verantwortung lag bei den Eltern. Es wurde erwartet, dass sie ihren Kindern das Zählen beibrachten. Trotzdem bot die Mehrheit der Schulen Rechenunterricht an, noch bevor die Helvetische Revolution im Basel in volle Bewegung geriet. Im Gegensatz zu den Fächern Lesen und Schreiben fehlten jedoch ge-

²⁵⁸ Martin, Pestalozzi: 223.

²⁵⁹ Zingg, Schulwesen: 83.

²⁶⁰ Gauss, Liestal: 51.

²⁶¹ Zingg, Schulwesen: 84.

eignete Lehrmittel, von einem standardisierten Lehrbuch war in der damaligen Schule nie die Rede.

Zwar zeigt das Resultat in der Tabelle 34, dass die Schule sich nicht mehr ausschliesslich auf das Lesen und Schreiben konzentrierte, wie es die bisherige Literatur suggerierte. Dennoch gehörte das Rechnen im Verständnis vieler Gemeinden noch nicht zur Schule, wie einige Pfarrer in den Antwortbögen bemerkten: In Diegten zum Beispiel lehrte der Lehrer das Rechnen nicht, weil er zu wenig Schülerinnen und Schüler dafür finde;²⁶² in Läuelfingen würden die Eltern den Unterricht angeblich nicht verlangen;²⁶³ und in Ziefen herrsche kein Bedarf, ausserdem würden einige Kinder das Rechnen von den Vätern lernen.²⁶⁴

Da die Lehrer keine Lehrbücher für den Rechenunterricht hatten, konnten sie den Kindern nur so viel Mathematik beibringen, wie sie selber beherrschten. Die Qualität des Unterrichts variierte dementsprechend und wurde zudem nicht inspiert, da für die Abschlussprüfung vor dem heiligen Abendmahl nur das Lesen und häufig noch das Schreiben Relevanz hatten. Um die Qualität des Rechenunterrichts in der Landschaft überblicken zu können, versuchte ich, die Aussagen in den Antwortbögen zu bewerten. Die Fragen lauten dabei: Welchen Schwierigkeitsgrad mussten die Kinder im Rechnen bewältigen können? Wie viele Arten des Rechnens lehrte der Schulmeister? Zu welchem Zeitpunkt fing der Unterricht an und welchen Stellenwert hatte dieses Fach? Anhand dieser Fragestellungen folgte meine Einteilung in gute, mässige oder schlechte Schulen, wie ich sie in der folgenden Tabelle darstelle:

Tabelle 35: Qualitative Aufteilung der Schulen im Rechenunterricht

Wie gut wird in der Schule gerechnet?	Anzahl Gemeinden	relativer Anteil (18 = 100%)
gut	4	22.2%
mässig	10	55.6%
schlecht	4	22.2%

Ausgewertet wurden nur jene Antwortbögen mit Angaben zum Rechenunterricht. Von den 24 Schulen mit Rechenschülerinnen und -schülern bestätigten nur sechs, dass ihr Schulmeister dieses Fach lehrte. Die Einteilung in die drei Qualitätskategorien erfolgte durch meine eigene Bewertung der Antworten. Muttenz kann als ein Beispiel für guten Rechenunterricht gelten: Dort gab der Pfarrer an, dass der Lehrer den Schülern die „4 Species, Trigonometrie und mehr“ beibrächte. Mit den „4 Species“ meinte der Lehrer die vier Grundoperationen, das heisst die Addition, die Subtraktion, die Multiplikation und die Division. Die Kategorie „schlecht“ umfasst mehrere Defizite: Zum Beispiel könnte das Defizit in der Qualität des Unterrichts liegen, weil der Lehrer das Fach nicht beherrschte und es deshalb schlecht vermitteln konnte. In einigen Orten wiederum führten die Lehrer den Unterricht nur dann durch, wenn genügend Schülerinnen und Schüler vorhanden waren. Zingg vermutete, dass die Lehrer in diesen Orten nicht selten nur gegen eine zusätzliche Bezahlung mit dem Unterricht angingen.²⁶⁵

²⁶² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 86: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁶³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 152: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁶⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 312: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁶⁵ Zingg, Schulwesen: 84.

12.2. Ergebnisse aus der Examinationsliste 1799

Die sechs Orte der Examinationsliste haben keinen repräsentativen Charakter für das Schulwesen der Basler Landschaft, da die Kinder in fünf von sechs Orten Rechnen lernten. Nur in Münchenstein brachte der Schulmeister seinen Schülerinnen und Schülern das Rechnen nicht bei. Und in Pratteln lernte kein einziges Mädchen rechnen, aber elf Knaben bekamen Unterricht in diesem Fach.

Die folgende Tabelle umfasst alle sechs Orte und gibt den relativen Anteil der Rechenschülerinnen und –schüler an der Gesamtzahl der Kinder an:

Tabelle 36: Anzahl Kinder im Rechenunterricht

Orte	Mädchen			Knaben			Alle Kinder		
	Ge- sam- t	Rech- nen	rela- tiver Anteil	Ge- sam- t	Rech- nen	rela- tiver Anteil	Ge- sam- t	Rech- nen	rela- tiver Anteil
Benken	21	2	9.5%	38	5	13.2%	59	7	11.9%
Binningen	38	11	28.9%	38	14	36.8%	76	25	32.9%
Bottmingen	27	3	11%	23	10	43.5%	50	13	26.0%
Münchenstein	20	0	-	29	0	-	49	0	-
Muttenz	79	6 bis 8	7 bis 10%	85	12 bis 15	14 bis 18%	164	18 bis 23	11 bis 14%
Pratteln	69	0	-	69	11	15.9%	138	11	8.0%

In Muttenz nahmen 12 bis 15 von insgesamt 85 Schülern am Rechenunterricht teil, sowie 6 bis 8 von insgesamt 79 Schülerinnen. Da nur die ältesten Schülerinnen und Schüler dieses Fach besuchen durften, lassen die Zahlen einen hohen Anteil rechenfähiger Jugendlicher vermuten. Allerdings nahmen wahrscheinlich viele Eltern ihre Kinder aus der Schule, bevor sie das 14. Lebensjahr erreicht hatten.

Benken hatte insgesamt 59 Schülerinnen und Schüler, der Lehrer unterrichtete davon zwei Mädchen und fünf Jungen in Rechnen. Alle sieben Kinder erhielten von ihrem Schulmeister die Bestnote. Das Resultat überrascht aus zwei Gründen: Einerseits lehrte der Schulmeister in Benken relativ wenige Kinder in diesem Fach, aber relativ viele in den Fächern Schreiben und Lesen von Handschriften. Andererseits erzielten die sieben Kinder sehr gute Noten in Rechnen, während die zahlreichen Schülerinnen und Schüler in den Fächern Schreiben und Lesen von Handschriften im Vergleich mit den anderen Ortschaften schlecht abschnitten. Während der Lehrer in den anderen Fächern möglichst viele Kinder unterrichtete, setzte er im Rechnen auf eine Elitebildung.

Binningen zählte 38 Schülerinnen, davon übten 11 in der Schule rechnen. 14 von 38 Schülern bekamen Rechenunterricht. Binningen wies von den untersuchten Orten den höchsten Anteil an Rechenschülerinnen auf. Bottmingen hatte als relativ kleiner Ort nur 27 Schülerinnen und 23 Schüler, allerdings unterrichtete der Schulmeister 3 Schülerinnen und 10 Schüler im Rechnen. Die hohe Zahl an Rechenschülern überrascht, wahrscheinlich nahmen bereits jüngere Schüler daran teil. Pratteln wies am meisten Kinder in der Schule auf: Insgesamt sollten 138 Kinder in die Schule gehen, davon nahmen 11 von 69 Knaben und kein einziges der 69 Mädchen am Rechenunterricht teil.

Die Examinationsliste enthielt Noten von allen geprüften Schülerinnen und Schülern. Da im Rechnen jedoch weniger Kinder teilnahmen, hatten die einzelnen Schülerinnen und Schüler mehr Gewicht im Notendurchschnitt:

Tabelle 37: Notendurchschnitt im Rechnen

Orte	Mädchen		Knaben		Beide Geschlechter	
	Anzahl Rechnerinnen	Notendurchschnitt	Anzahl Rechner	Notendurchschnitt	Anzahl Rechnerinnen und Rechner	Notendurchschnitt
Benken	2	1.0	5	1.0	7	1.0
Binningen	11	2.2	14	2.0	25	2.1
Bottmingen	3	1.3	10	2.0	13	1.8
Münchenstein	0	-	0	-	0	-
Muttentz	6 bis 8	-	12 bis 15	-	18 bis 23	-
Pratteln	0	-	11	1.8	11	1.8

Münchenstein und Muttentz liefern keine auswertbaren Daten, weil die Schule in Münchenstein zum Zeitpunkt der Listenerstellung keinen Rechenunterricht erteilte und der Lehrer in Muttentz keine Noten verteilte.

Unter den fünf Orten hatte Benken einen eher kleinen relativen Anteil an Rechenschülerinnen und -schülern, der Notenschnitt hebt sich jedoch von den anderen Orten deutlich ab. Wahrscheinlich brachte der Schulmeister das Rechnen nur jenen Kindern bei, die dafür geeignet waren. Ich nehme an, dass der Lehrer in Benken eine strenge Vorselektion durchgeführt hatte, bevor er die Kinder im Rechnen unterrichtete.

In den anderen Orten pendelt der Schnitt um die Note 2 herum. Die tiefste Einzelnote ist eine 3, schlechtere Schüler wurden wahrscheinlich nicht in Rechnen unterrichtet. Die Analyse der Noten muss berücksichtigen, dass die Notengebung stark von der Beurteilung durch den Lehrer abhing: die Leistungsbewertung hatte bis dahin noch keine Standardisierung erfahren, und der Lehrer oder der Pfarrer bestimmte den Umfang des Rechenunterrichts. Die Notenverteilung der Mädchen und Knaben zeigt, dass die Schulen verschiedene Auffassungen zur Notengebung im Rechenunterricht hatten:

Tabelle 38: Rechnen; Notenverteilung der Mädchen

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	2	2	100.0%	0	0.0%	0	0.0%
Binningen	11	3	27.3%	3	27.3%	5	45.5%
Bottmingen	3	2	66.7%	1	33.3%	0	0.0%
Alle 3 Orte	16	7	43.8%	4	25.0%	5	31.3%

In Benken und Bottmingen nahmen sehr wenige Mädchen am Rechenunterricht teil. Die Lehrer in diesen beiden Orten betrieben in diesem Fach eindeutig Eliteschulung – ganz im Gegensatz zu den deutlich besser besuchten Fächern wie Lesen und Schreiben. In Binningen lernten wahrscheinlich alle Kinder ab einem gewissen Alter rechnen, deshalb ist der Schnitt bei den Mädchen etwas tiefer als in den anderen Orten. Die absoluten Zahlen zeigen allerdings, dass die Zahl der guten bis sehr guten Schülerinnen in Binningen höher lag als in Benken und Bottmingen. Im Vergleich mit den Knaben blieben die Rechenschülerinnen deutlich in der Unterzahl:

Tabelle 39: Rechnen; Notenverteilung der Knaben

Orte	Anzahl Note	Anzahl Note 1	Relativer Anteil: Note 1	Anzahl Note 2	Relativer Anteil: Note 2	Anzahl Note 3	Relativer Anteil: Note 3
Benken	5	5	100.0%	0	0.0%	0	0.0%
Binningen	14	4	28.6%	6	42.9%	4	28.6%
Bottmingen	10	4	40.0%	2	20.0%	4	40.0%
Pratteln	11	3	27.3%	7	63.6%	1	9.1%
Alle 4 Orte	40	16	40.0%	15	37.5%	9	22.5%

Besonders in Bottmingen schien die Schule die Knaben zu bevorzugen, weil deutlich mehr Knaben als Mädchen am Unterricht teilnahmen. Dadurch lag der Schnitt bei den Knaben tiefer als bei den Mädchen, weil auch schwächere Schüler im Rechnen geprüft wurden. Allerdings erzielten auch deutlich mehr Schüler als Schülerinnen gute bis sehr gute Noten.

13. Singen

13.1. Die Bedeutung des Singens

In den meisten Schulen bildete das Fach Singen einen festen Bestandteil des Unterrichts. Messerli setzte das Singen im Unterricht mit der „Literarisierung ohne Alphabetisierung bzw. ohne Buch“ gleich, dabei halfen „Melodie, Metrum und Reime“ den Kindern, den Inhalt der Lieder im Gedächtnis zu behalten.²⁶⁶ Sicherlich hatte das Singen eine ältere Tradition als das Lesenlernen, denn noch im 17. Jahrhundert widmete sich erst eine Minderheit der Lektüre der Bibel. Stattdessen nahmen die Menschen den religiösen Inhalt über Gesangsbücher wahr, in den reformierten Gegenden besaßen sie dafür das Psalmenbuch und den Katechismus.²⁶⁷ Das Singen brachte nicht nur die religiöse Gesinnung zum Ausdruck, sondern in bestimmten Fällen auch die politische: Die Reformierten sollten durch das Singen der Psalmen ihre erkämpfte Religionsfreiheit zeigen.²⁶⁸

Da die Kinder auch ohne Lesekenntnisse singen lernen konnten, durften wahrscheinlich alle Kinder im unterschiedlichen Alter gleichzeitig das Singen üben. Die Psalmenlieder dominierten nach Messerlis Darstellung nicht nur bei den Schülerinnen und Schülern, sondern auch bei den erwachsenen Dorfbewohner.²⁶⁹

13.2. Ergebnisse aus der Enquete

Im Gegensatz zum Lesen und Schreiben prüften die Lehrer den Gesang nicht, trotzdem hatte das Singen nicht den gleichen fakultativen Charakter wie das Rechnen. Nicht wenige Lehrer übten als Nebenverdienst noch die Rolle des Vorsingers aus, auf der anderen Seite stellten einige Gemeinden einen Vorsinger für die Volksschu-

²⁶⁶ Messerli, Lesen und Schreiben: 424.

²⁶⁷ Messerli, Lesen und Schreiben: 427.

²⁶⁸ Messerli, Lesen und Schreiben: 426.

²⁶⁹ Messerli, Lesen und Schreiben: 429.

le ein, wenn zum Beispiel der Lehrer nicht die nötigen Fähigkeiten für den Gesangsunterricht besass. Wie die folgende Tabelle zeigt, lernten die meisten Kinder in der Schule singen:

Tabelle 40: Anzahl Gemeinden mit Singunterricht

Wird in der Schule singen gelehrt?	Anzahl Schulen	Relativer Anteil (43 = 100%)
ja	36	83.7%
nein	7	16.3%

Die Angaben in der Enquete bestätigen die bisherige Darstellung von Messerli, dass der Gesang in den meisten Schulen zum Unterricht gehörte. In einigen Schulen lehrten die Lehrer das Singen nicht, entweder weil ihnen schlicht die Fähigkeit dazu fehlte, oder weil ihre Gesundheit es nicht mehr zulies. Der Pfarrer zu Sissach verwies zum Beispiel auf die Schulordnung, die das Singen nicht vorschrieb.²⁷⁰

Die Qualität des Gesangsunterrichts variierte in den verschiedenen Gemeinden sehr, und viele Pfarrer beantworteten die Frage sehr kritisch. Oft schrieben sie zusätzlich auf, ob sie mit dem Unterricht zufrieden waren oder welche Schwierigkeiten der Unterricht ihnen bereiteten. Diese Angaben lassen sich in drei Kategorien einteilen: Schrieb zum Beispiel der Pfarrer aus Arisdorf, dass die Kinder sich in der Schule Notenkenntnisse aneignen würden²⁷¹, dann ordnete ich diese Aussage unter „gut“ ein; eine „genügende“ Qualität hatte ein Gesangsunterricht, wenn der Schulmeister nur „nach dem Gehör“ lehrte; „ungenügend“ war der Unterricht, wenn er selten stattfand, erst kurz vor der Umfrage eingeführt wurde, oder ohne Ordnung ablief. Diese Aufteilung der Schulen folgt nach meiner Beurteilung der Antworten.

Von den 36 Gemeinden mit Gesangsunterricht in der Schule gaben rund 27 davon Antworten mit einer qualitativen Wertung. Daraus lässt sich die folgende Tabelle konstruieren:

Tabelle 41: Qualitative Aufteilung der Gemeinden im Singunterricht

Qualität des Singunterrichts	Anzahl Gemeinden	Relativer Anteil (27=100%)
gut	12	44.4%
genügend	6	22.2%
ungenügend	9	33.3%

Da nur ein Teil der Pfarrer angab, wie gut oder schlecht die Lehrer den Unterricht im Singen führten, repräsentiert die Tabelle nicht das ganze Schulwesen in der Landschaft, sondern zeigt nur die Tendenz in der qualitativen Aufteilung.

Laut der Tabelle 41 fanden zwölf der antwortenden Pfarrer, dass die Kinder in ihrer Schule eine gute Bildung im Singen erhielten. Arisdorf, Bottmingen²⁷² und Laufen²⁷³ überzeugten in diesem Fach besonders: Diese drei Gemeinden berichteten, dass die Kinder in ihrer Schule nicht nur regelmässig sangen, sondern auch lernten, die Noten zu lesen. Falls der Lehrer das Singen nicht beherrschte, bestellten einige Schulen einen Vorsinger – wie zum Beispiel jene in Gelterkinden²⁷⁴.

Sechs Schulgemeinden stufte ich als „genügend“ ein: Ihre Schulen führten zwar regelmässig Gesangsunterricht durch, aber die Kinder lernten das Singen nur

²⁷⁰ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 274: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷¹ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 10: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷² StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 44: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷³ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 144: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷⁴ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 113: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

nach dem Gehör oder nur als einen sehr kleinen Teil des Unterrichts. Die Mängel der ungenügenden Schulen in neun Gemeinden waren unter anderem folgende: In Ziefen führten die Schulverantwortlichen das Singen gerade ein, zuvor hatte das Fach nicht zum Unterricht gehört; in Tenniken lehrte der Lehrer zwar das Singen, jedoch nur in der ebenfalls von ihm geführten Nachtschule und deshalb nur einem Teil der Schulkinder²⁷⁵; der Pfarrer zu Wintersingen antwortete, wer singen wolle, der dürfe singen²⁷⁶; und der Pfarrer im Frenkendorf schrieb, dass „auch wegen abnehmenden Kräften des Schulmeisters selten gesungen“ werde²⁷⁷.

Welche Lieder sangen die Kinder in der Schule? Die meisten Lieder hatten einen religiösen Kontext, und häufig nutzten die Lehrer sie auch fürs Lesen und Schreiben. Folgende Lieder und Bücher fanden in der Enquete Erwähnung: Die Psalmen, die Schweizerlieder, die Gellertlieder und das Liederbuch. Unter „Liederbuch“ meinte der Pfarrer die in der Kirche üblichen Gesangsbücher.

Empirisch lässt sich die Häufigkeit der Gesangsstunden nicht auswerten, da die Gemeinden nicht angeben mussten, wann und wie lange die Kinder sangen. Deshalb enthielt die Enquete nur einzelne Hinweise darauf: Die Bennwiler Schülerinnen und Schüler übten sich zum Beispiel jeden Donnerstag im Singen, auch im Liestal sangen die Kinder einmal die Woche; in Ormalingen stand Gesangsunterricht zweimal auf dem Wochenplan; der Waldenburger Pfarrer berichtete über mehrere Singstunden die Woche, und im Oberdorf sangen die Kinder sogar jeden Nachmittag.

²⁷⁵ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 301: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷⁶ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 295: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

²⁷⁷ StABL, AA 1012, 07.01.01, S. 106: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

Teil V: Die Entwicklung des Schulwesens nach 1798

Die Resultate der Quellenanalyse zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Schulen des Ancien Régime konfrontiert waren. Sie offenbarten aber auch die gemachten Fortschritte, die von vielen kritischen Schulbeobachtern im 19. Jahrhundert nicht genügend berücksichtigt wurden. In diesem Teil skizziere ich die allgemeine Schulentwicklung in der Schweiz und in Basel: Wie gingen die Kantone und die Gemeinden gegen die angesprochenen Probleme vor? Konnten die Aufklärer und Frühpädagogen ihre Visionen umsetzen?

1. Die Schulentwicklung in der Schweiz nach 1798

Die Helvetik war eine sehr kurze Epoche, der junge Staat konnte nicht mit der schwierigen Lage dieser Zeit umgehen. Philippe Albrecht Stapfer wollte als helvetischer Erziehungsminister ein Schulgesetz kreieren, das für die ganze Schweiz gelten und ein nach modernen Prinzipien gestaltetes Schulwesen ermöglichen sollte. Es blieb beim Entwurf eines solchen Gesetzes, denn Stapfer konnte seine ehrgeizigen Pläne nicht beenden.²⁷⁸

Wie entwickelte sich das Schulwesen nach der Helvetik? Da eine zentralisierte Organisation fehlte, gingen alle Kantone ihren eigenen Weg. In Zürich erliess zum Beispiel der Grosse Rat bereits 1803 eine neue Schulordnung, die jedoch keine wesentlichen Verbesserungen gegenüber der früheren Ordnung brachte. Erst die Schulgesetzgebung von 1832 bekämpfte die zwei Grundübel der Schule direkt, nämlich die grosse Zahl der nicht zur Schule gehenden Kinder und die mangelnde Kompetenz der Lehrer, welche weiterhin schlecht entlohnt wurden. Dabei hofften die Gesetzgeber, dass eine verbesserte und standardisierte Ausbildung der Lehrer nicht nur den Lehrerstand mehr Ansehen gab, sondern auch zu einer besseren Lehrerentlohnung führte.²⁷⁹

Um die Eltern zu verpflichten, ihre Kinder in die Schule zu schicken, führten die Kantone im Laufe des 19. Jahrhunderts das Schulobligatorium ein.²⁸⁰ Der Zeitpunkt der Einführung des Obligatoriums hing dabei von den einzelnen Kantonen ab, sie bestimmten selbstständig die Dauer und die Umsetzung der Schulpflicht. Der Bund griff kaum in die Schulpolitik ein und forderte 1848 nur, den Unterricht allen Kindern zu ermöglichen.²⁸¹

Die Kirche kontrollierte die Schule während der Helvetik und der Mediation weiterhin, der Lehrstoff bot noch lange Zeit hauptsächlich religiöse Inhalte. Dennoch lässt sich die Tendenz zur Verstaatlichung in dieser Periode feststellen: Der Historiker Paul Frei argumentierte im Fall Zürich, dass die Regierung während der Helvetik den Erziehungsrat geschaffen habe, damit sie die Volksschule unter Aufsicht eines staatlichen Organs setzen könne. Allerdings bestand der Erziehungsrat in diesem Fall mehrheitlich aus Geistlichen, weil sie sich wie bisher am meisten mit der Erziehung beschäftigt hatten und deshalb am ehesten für diese Aufgabe in Frage kamen. Nach Freis Darstellung verstärkte diese Konstellation zwar das gute Ver-

²⁷⁸ Frei, Volksschulgesetzgebung: 5-6.

²⁷⁹ Frei, Volksschulgesetzgebung: 9-18.

²⁸⁰ Annen, Säkularisierung: 29.

²⁸¹ Märki, Bundesverfassung: 26-31.

hältnis zwischen den weltlichen und kirchlichen Behörden, aber die Erziehung ging weiterhin in Richtung der Sitte und Religion.²⁸²

Obwohl die Kirche in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Schulen weiterhin kontrollierte, verlor sie im Laufe des gleichen Jahrhunderts ihre Stellung in der Volksbildung: Martin Annen stellte in seiner Dissertation fest, dass der Säkularisierungsprozess im 18. Jahrhundert mit der Aufklärung begann und im 19. Jahrhundert neue Bereiche eroberte. Dieser Prozess führte dazu, dass die Kirche ihre Funktion als Lebensbegleiterin des christlichen Menschen zunehmend einschränkte und frühere Domänen wie die Schule abgeben musste.²⁸³

2. Die Schulentwicklung in Basel

Nach der Revolution stockte die Entwicklung des Basler Schulwesens: Einheitliche Regelungen liessen auf sich warten, stattdessen verbesserten einige Gemeinden aus eigener Initiative ihre Schulen. In vielen Gemeinden fehlte die Möglichkeit, die Kinder nach der Schule weiterzubilden. In Liestal zum Beispiel sollte eine Bürger- oder Realschule diese Lücke schliessen, und die Gemeinde stellte diesbezüglich 1818 einen Antrag an das Deputatenamt. Bereits während der Helvetik entwickelte Niklaus von Brunn den Plan einer Realschule, das heisst einer Anstalt mit säkularen Schwerpunkten: Der Lehrmeister der Realschule sollte Lesen, Schönschreiben, Orthographie und Rechnen unterrichten, hinzu kamen noch die französische und womöglich in den Nebenstunden auch die lateinische Sprache.²⁸⁴ Der Antrag forderte auch, mehr Lehrer einzustellen. Bereits ein Jahr später führten bereits zwei Lehrer den Unterricht.²⁸⁵ Die öffentliche Schule in Liestal stellte im Jahr 1831 sogar einen dritten Lehrer ein, und wenige Jahre später fand der Unterricht in einem neuen Haus statt.²⁸⁶

Das Schulwesen in der Basler Landschaft entwickelte sich mit einigen zeitlichen Verzögerungen, nicht zuletzt wegen der Aufteilung des Kantons im Jahr 1833: Die Landschaft trennte sich von der Stadt und musste seitdem alleine für die Schulen sorgen.²⁸⁷ Allerdings entwickelte sich mit der Spaltung des Kantons auch die Chance für die Anhänger der Aufklärung, ihre laizistische Vorstellung in das Schulwesen einzubringen.²⁸⁸ Die Basler Landschaft erliess das erste Schulgesetz im Jahr 1835, aber die meisten Gemeinden bauten ihr Schulwesen bereits zwischen der Basler Revolution und dem Erlass des Gesetzes kontinuierlich aus.²⁸⁹

Obwohl nach 1798 eine einheitliche Entwicklung nicht wie erhofft stattgefunden hatte, bemühte sich das Deputatenamt mit verschiedenen Methoden, das allgemeine Niveau der Schulen zu steigern. Der Erziehungsrat liess zum Beispiel ein Schullehrer-Seminar in Sissach errichten, um endlich eine ganzheitliche Lehrerbildung zu ermöglichen. Dabei bildete das Seminar nicht nur neue Lehrer aus, sondern wirkte auch als Fortbildungsstätte.²⁹⁰

²⁸² Frei, Volksschulgesetzgebung: 10-12.

²⁸³ Annen, Säkularisierung: 32-33.

²⁸⁴ Gauss, Liestal: 60.

²⁸⁵ Gauss, Liestal: 73-77.

²⁸⁶ Gauss, Liestal: 91.

²⁸⁷ Gauss, Liestal: 90.

²⁸⁸ Strübin, Kinderleben: 154-155.

²⁸⁹ Gauss, Liestal: 91.

²⁹⁰ Martin, Pestalozzi: 154-158.

Trotz dieser neuen Einrichtung bestand die traditionelle, im 18. Jahrhundert übliche Unterrichtsmethode noch lange: Zwar sollte das Lehrerseminar den angehenden Lehrern die neuen Lehrmethoden von Pestalozzi vorstellen, aber die Lehrmeister blieben erstens bis zu einem gewissen Grad den alten Lehrmeinungen verhaftet und verstanden zweitens nicht alle neuen Ansätze, die Pestalozzi und andere Frühpädagogen entwickelt hatten.²⁹¹

Die Entwicklung in der Basler Landschaft nach 1798 lässt sich wie folgt zusammenfassen: Obwohl die bürgerliche Revolution das Umgestalten des Schulwesens als eine Priorität betrachtete, benötigten die Aufklärer und Frühpädagogen viele Jahre, um einige ihrer Ideen umzusetzen. Weil eine einheitliche Entwicklung fehlte, erzielten einige Gemeinden zwar nennenswerte Fortschritte, andere blieben jedoch hinter diesen Gemeinden zurück. Am meisten Mühe hatten die Reformer jedoch mit den schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen und dem fehlenden Willen der Bevölkerung, diese Reformen mitzutragen: In Itingen wollten die Gemeinderäte und Bannbrüder die Tische und Stühle bis 1825 nicht ersetzen, obwohl der Pfarrer wiederholt die schlechten Bedingungen in der Schule kritisierte.²⁹² Die Eltern aus allen möglichen Schichten weigerten sich, mehr Schulgelder zu zahlen und die Kinder länger in die Schule zu schicken.²⁹³

Nicht selten verhinderten die Landpfarrer die Einführung neuer Schulmethoden. Zwar unterstützten sie die Verbesserung des Schulwesens, aber viele fürchteten sich zugleich davor, dass die neuen Lehrmethoden und Lerninhalte den religiösen Schulstoff aus der Schule verdrängen würden. Ernst Martin schrieb: „Diese Angst, die Religion werde durch die Methode aus den Schulen vertrieben, dauerte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein.“²⁹⁴

²⁹¹ Martin, Pestalozzi: 173-174.

²⁹² Martin, Pestalozzi: 271.

²⁹³ Martin, Pestalozzi: 110-116.

²⁹⁴ Martin, Pestalozzi: 127.

Teil VI: Fazit

Welche Schlüsse lassen sich aus der Untersuchung ziehen? Im vorhergehenden Kapitel analysierte ich die Schulen in der Basler Landschaft, indem ich sie in einzelne Bereiche unterteilte. In diesem Kapitel werden diese Einzelteile miteinander im Zusammenhang gebracht, um ein kohärentes Bild der damaligen Schule konstruieren zu können. Dabei gehören übereinstimmende wie auch einander widersprechende Elemente dazu.

Meine Lizentiatsarbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie sich das Schulwesen des Ancien Régime zu jenem der Aufklärung entwickelte. Die Enquete aus dem Jahr 1798 zeigte, in welchem Zustand sich die Schulen befanden, welche Probleme sie plagten und welche Errungenschaften sie vorweisen konnten. Die neue Regierung machte diese Schulumfrage, um sich ein Bild über das damalige Schulwesen machen zu können. Erst dadurch konnte sie ihre Pläne zur Verbesserung der Schulen in der Landschaft definieren. Meine Untersuchung zeigt, dass die Entwicklung des Schulwesens kontinuierlich war und nicht zu einem erheblichen Bruch kam, als die Basler Revolution stattfand. Ich fasse hier im Fazit die wichtigsten Resultate der Untersuchung zusammen:

1. Der Schulbesuch

Die Anhänger der Aufklärung kritisierten, dass nicht alle Kinder in die Schule gingen. Und wenn die Kinder die Schule besuchten, dann blieben sie nach der Darstellung der Pfarrer oft nur so lange, bis sie wenig lesen konnten. Die Untersuchung der Schulbesuche zeigt die Schwierigkeiten auf, die bei einem Vergleich entstehen können: Da die Dörfer in der Basler Landschaft unterschiedlich viele Einwohner hatten, gingen dementsprechend auch unterschiedlich viele Kinder zur Volksschule. Während kleinere Schulgemeinden sich selten über eine hohe Zahl von Schulabsenzen beklagten, besuchten in den grossen Schulgemeinden oft nur wenige Schülerinnen und Schüler den Unterricht über die erwarteten acht Jahre. Zwar fanden die Eltern der grösseren Schulgemeinden in der Nachtschule eine Alternative, jedoch konnten sich nicht viele deren Schulgebühren leisten.

Die durchschnittliche Besuchsrate der Landschaft betrug 63 Prozent und widerspiegelte nur bedingt die wirklichen Verhältnisse: Viele Schulen hatten eine höhere Rate, allerdings lagen die schlechter besuchten Schulen in der Regel eher in Gemeinden mit höheren Kinderzahlen. Die Untersuchung zeigt, dass sich die Besuchsrate durch zusätzliche Lehrkräfte und mehr Lehrräume hätte steigern lassen, denn unabhängig von der Rate gingen im Schnitt zwischen 60 bis 75 Kinder in die Schule. Die Annahme, dass Mädchen die Schule früher verliessen, bestätigt sich in der Untersuchung nicht, denn weder in der Enquete noch in der Examinationsliste wiesen die Mädchen eine niedrigere Besuchsrate auf.

Warum blieben viele Kinder nicht die vollen acht Jahre in der Schule oder besuchten sie gar nicht? Die Untersuchung liefert folgende mögliche Gründe:

- In grösseren Gemeinden fehlten die Infrastruktur und zusätzliche Lehrer, um alle Kinder unterrichten zu können.
- Das Angebot der Nachtschule wuchs vor allem in grösseren Ortschaften wie Liestal. Die Eltern nahmen diese Bildungsalternative auf zwei Arten wahr:

- Entweder schickten sie ihre Kinder direkt in diese Privatschulen und umgingen damit die öffentliche Schule,
- oder sie nahmen sie aus der Volksschule heraus, sobald die Kinder das Alter erreicht hatten, um arbeiten zu können. Dafür durften die arbeitenden Mädchen und Knaben die Nachtschule besuchen, da sie am Abend nicht arbeiten mussten.
- Allerdings verfügten arme Eltern nicht über die finanziellen Mittel für den zusätzlichen Unterricht, weshalb arme Kinder früh die Schule verliessen und arbeiten mussten, sich jedoch nicht (weiter-)bilden konnten und deshalb nicht selten nur über rudimentäre Lese- und Schreibfähigkeit verfügten.

Um die Besuchsrate drastisch erhöhen zu können, musste das Schulobligatorium eingeführt werden. In der Schweiz führten die meisten Kantone im Laufe des 19. Jahrhunderts das Obligatorium ein. Die Besuchsrate stieg jedoch nach der Einführung einer Schulpflicht nur dann, wenn die Schule sie konsequent durchsetzte und die Bevölkerung sie akzeptierte.²⁹⁵ Deshalb konnte sich die Besuchsrate im 18. Jahrhundert nicht drastisch erhöhen, obwohl die Schulordnung von 1759 die Gemeinden aufforderte, die Kinder ab dem 6. Lebensjahr in die Schule zu schicken.²⁹⁶

2. Der Unterricht

In der Schule lernten die Kinder vor allem Lesen und Schreiben. In einigen Orten berichteten die Pfarrer, dass viele Kinder nicht gut lesen konnten. Dieses Resultat erstaunt jedoch angesichts der eher niedrigen Besuchsrate in einigen Gemeinden nicht. Die Orte mit den vielen schlechten Leserinnen und Lesern repräsentierten aber nicht die ganze Landschaft. Die Untersuchung zeigt, dass viele Pfarrer mit der Lesefähigkeit der Kinder in ihren Orten zufrieden waren. Ein Grund für die guten Resultate im Lesen lag in der bevorstehende Prüfung vor dem Heiligen Abendmahl: Alle Kinder im Dorf mussten diese am Ende ihrer Bildung absolvieren, um in die Religionsgemeinschaft aufgenommen zu werden. Deshalb hatten die Eltern grosses Interesse daran, dass ihre Kinder zumindest lesen konnten. Allerdings mochte kein Pfarrer die heranwachsenden Mädchen und Knaben von der Gemeinschaft ausschliessen, und nicht selten akzeptierte ein Pfarrer auch eine bescheidene Leistung des/der Geprüften.

Während die Enquete nicht viele Informationen zu den Leserinnen und Lesern enthielt, gab die Examinationsliste einige Einblicke in den Unterricht: In der Regel übten sich die Mehrheit der Kinder im Lesen, während zwischen 20 bis 30 Prozent der Kinder buchstabieren musste. Über die Zahl der Leser und Leserinnen entschieden in der Regel zwei Parteien, nämlich der Lehrer und die Eltern: Der Lehrer bestimmte, wie lange ein Kind das Buchstabieren und das Lesen lernte, die Eltern hingegen zahlten das Schulgeld und liessen das Kind bei schwierigen Zeiten oder einfach nur aus Desinteresse an Bildung arbeiten und im Haushalt aushelfen. Ein arbeitendes Kind brachte den Eltern deshalb zwei Vorteile, denn einerseits verbesserte es das Einkommen der Familie, andererseits mussten die Eltern keine Schulgebühren mehr bezahlen. Verständlicherweise kritisierten viele Pfarrer in der Enquete das Schulsystem, weil dieses die frühzeitige Entlassung begünstigte.

²⁹⁵ Annen, Säkularisierung: 237.

²⁹⁶ Hess, Landschaft: 222-225.

Der Lehrer brachte den Kindern die Fächer stufenweise bei: Zuerst lernten die Schüler und Schülerinnen das ABC, dann das Buchstabieren, und zum Schluss noch das Lesen. Geübte Leserinnen und Leser konnten danach noch mit dem Schreiben, dem Rechnen und dem Lesen von Handschriften anfangen. Aus diesem Grund standen auf der Examinationsliste nur wenige Kinder, die in den letzten drei genannten Fächern Noten bekamen. Das damalige Schulsystem unterschied sich deutlich vom heutigen, denn die heutigen Schülerinnen und Schüler haben von Beginn an einen vielfältigen Stundenplan und lernen relativ früh lesen und schreiben.

Weil einige Kinder im 18. Jahrhundert die Schule frühzeitig verliessen und die meisten Lehrer das Schreiben in erster Linie den geübten Leserinnen und Lesern beibrachten, mussten die Kinder auch daheim Schreibarbeit verrichten, wenn sie über genügend Schreibfähigkeiten verfügen wollten. Was die frühe Bildung im Schreiben und Lesen betrifft, fällt Benken in der Examinationsliste auf: Nicht nur lernten relativ viele Kinder das Lesen von gedruckten Texten, sondern auch das Lesen von Handgeschriebenem und das Schreiben. Dies bedeutet, dass die Kinder in Benken früher als jene in anderen Gemeinden mit diesen Fächern anfangen. Allerdings wirkte sich diese Frühbildung wahrscheinlich negativ auf die Prüfungsergebnisse aus, da Benken schlechtere Durchschnittswerte erzielte als die anderen Gemeinden auf der Examinationsliste: Auch die weniger begabten sowie die jüngeren Kinder nahmen an den anspruchsvolleren Unterricht in Lesen von Handschriften und Schreiben teil und bekamen oft schlechtere Noten. Ein schlechterer Notenschnitt bedeutet jedoch nicht, dass die Schule in Benken versagt hätte. Die Anzahl der guten bis sehr guten Schülerinnen und Schüler wich von jener der anderen Gemeinden nur unwesentlich.

Die Schule des Ancien Régime setzte ihre Priorität auf das Lesen von religiösen Texten, das Schreiben galt hingegen als schwierig und sogar unerwünscht, wenn es sich um das kreative Schreiben handelte. Das Rechnen gehörte nicht zu den obligatorischen Fächern: Während die Enquete bereits in der Fragestellung suggerierte, dass die Lehrer das Lesen und Schreiben grundsätzlich in jeder Schule lehrten, fehlte das Rechnen in mehreren öffentlichen Schulen. Erstaunlicherweise hatten mehrere Schulen dieses Fach schon Jahre zuvor eingeführt oder wollten es bald einführen, wie die Untersuchung der Enquete zeigte. Wahrscheinlich nahmen die Schulverantwortlichen das Rechnen ins Schulprogramm, weil die Eltern wollten, dass ihre Kinder in der Schule lernten, mit Zahlen und trigonometrischen Figuren umzugehen. Dagegen argumentierten einige Pfarrer, dass ihre Schule deswegen keinem Schüler das Rechnen beibrachte, weil die Eltern selber ihre Kindern den Umgang mit Zahlen lehrten.

3. Fortschritte im Schulwesen

Die Verbesserungen des Schulwesens begannen meistens aus privaten Initiativen heraus: Rechenunterricht sah die Schule des Ancien Régime nicht vor, die Schulverantwortlichen führten ihn auf Wunsch der Eltern ein. Die Nachtschule konkurrierte sogar mit der öffentlichen Schule und wurde noch am Anfang des 18. Jahrhunderts von den Pfarrern bekämpft. Grundsätzlich griff die Basler Obrigkeit selten in die Institution „Schule“ ein, sondern überliess dem Pfarrer als ihr Repräsentant die Aufgabe, die Untertanen zu unterrichten. Für den Unterricht stellte der Pfarrer einen Lehrer ein, dem er nicht selten das Lehrerhandwerk beibringen musste. Um das Schulwesen zu verbessern, schlugen die Pfarrer deshalb häufig vor, ein Lehrer-

seminar zu errichten. Ausserdem sollte der Lehrerlohn nicht von der Anzahl der Schulkinder abhängen.

Die Bürgerlichen sahen die Reform des Schulsystems als eine hohe Priorität, und die Klagen der Pfarrer in der Enquete führten zu der Schlussfolgerung, dass das Schulwesen im Ancien Régime nicht vom Fleck kam oder gar vernachlässigt wurde. Die vorliegende Untersuchung widerlegt diese Sichtweise: Zwar kritisierten die Pfarrer zu Recht die schlechten Verhältnisse der Schulen, die ungenügende Bezahlung des Lehrers, die vielen Schulabsenzen und die schlechten Leistungen der Kinder, wenn sie die Prüfung vor dem Heiligen Abendmahl absolvierten. Aber die Resultate aus der Enquete und der Examinationsliste offenbaren auch Verbesserungen, die noch in der Zeit des Ancien Régime aufkamen. Zum Beispiel führten die Gemeinden den Rechenunterricht ein, die Nachtschule wurde aufgebaut, und die Prüfung vor dem Heiligen Abendmahl garantierte zumindest eine Minimalanforderung an die Lesefähigkeit. Nicht das Ancien Régime verhinderte die Entwicklung der Schule, sondern das schnelle Wachstum der Bevölkerung und der Wirtschaft überforderte das Schulwesen: Wie bereits erwähnt, deutet die Untersuchung der Schulbesuche darauf hin, dass die Infrastruktur in den grossen Gemeinden nicht mehr genügte.

Teil VII: Bibliographie

1. Quellen

StABL, AA 1012, Lade 200, 07 Erziehung, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.

StABL, AA 1013, Lade 201, Bd. 24, Schulakten C, Distrikt Basel: 1799 – Examinationsliste der Schulen zu Binningen, Bottmingen, Benken & Biel, Pratteln, Muttenz, Münchenstein.

StABL, AA 1013, 24, B (I), 5.9.2003/fa: 1798 – Tabellen über die Landschulen des Kantons Basel.

StABL: AA/DA, Bubendorf Schulwesen (1775-1828) Nr. 58: 20.11.1803 – Brief vom 20.11.1803.

StABL, Altes Archiv, Akten II F Allgemeines: 31.5.1787 – „Acta des Liestaler und Münchersteiner Spezialkapitels“.

StABL, L 64, 426: 29.2.1792 – Känerkinden.

StABL, Lauwil Schule (1804-1830), Nr. 40: 14.8.1805 – Schreiben an Deputatentamt.

StABS, ErzAct EE 1: 1806 – Visitationen 1784-86.

StABS, ErzAct, EE 1: 1808 – Visitation der Landschulen, Rapport.

StABS, KiArch A 4, 117: 1781.

StABS, KiArch A 17, Nr. 4c: 1787 – Visitation 1784-87.

StABS, KiArch HH 15,1: 1707 – Farnsburger Kapitel.

StABS, KiArch HH 17: 1784.

StABS, Mandate 1756-1765, Bf 1: 5.3.1759 – Ordnung der Landschaft.

2. Literatur aus dem Internet

Strub, Brigitta, Biel-Benken: 11.2.2005 –
<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16128.php> (01.10.2008)

Strub, Brigitta, Bottmingen: 11.2.2005 –
<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1195.php> (01.10.2008)

Strub, Brigitta, Münchenstein: 26.6.2008 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7558.php> (01.10.2008)

Strub, Brigitta, Muttenz: 1.7.2008 – <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1197.php> (01.10.2008)

3. Literaturliste

Abt-Frössl, Viktor, *Agrarrevolution* und Heimindustrie. Ein Vergleich zwischen Heimarbeiter- und Bauerndörfern des Baselbiets im 17. und 18. Jahrhundert, Liestal 1988.

Annen, Martin, *Säkularisierung* im 19. Jahrhundert. Der Kanton Schwyz als ein historischer Fallbeispiel, Bern 2005.

Burckhardt-Biedermann, Theophil, *Geschichte des Gymnasiums zu Basel 1589-1889*, Basel 1989.

Burckhardt-Seebass, Christine, *Konfirmation* in Stadt und Landschaft Basel. Volkskundliche Studie zur Geschichte eines kirchlichen Festes, Basel 1975.

Criblez, Lucien, Jenzer, Carlo, *Zur Situation und Entwicklung* der Schulgeschichte in der Schweiz, in: *Bildungsforschung und Bildungspraxis* 17: 210-240

Doswald, Cornel, Domeniconi, Eneas, Bösch, Ruedi, *Historische Verkehrswege* im Kanton Basel-Landschaft, Bern 2004.

Ehrenpreis, Stefan, Schilling Heinz (Hg.), *Erziehung und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung*. Forschungsperspektiven, europäische Fallbeispiele und Hilfsmittel, Münster 2003.

Eigenmann, Ines, *Brachland für Bildung? Das Schulwesen in den Distrikten Frauenfeld und Tobel zur Zeit der Helvetik*, in: Gnädinger, Beat (Hg.), *Abbruch - Umbruch - Aufbruch. Zur Helvetik im Thurgau* (Thurgauer Beiträge zur Geschichte 136), o.O. 1999, S. 113-128.

Epple, Ruedi, *Arbeit und Musse*, in: Epple, Ruedi, Fridrich, Anna C., Schnyder, Albert, *Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Arbeit und Glaube, 16. bis 18. Jahrhundert*, Band 3, Liestal 2001, S. 111-138.

Epple, Ruedi, Fridrich, Anna C., Schnyder, Albert, *Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Arbeit und Glaube, 16. bis 18. Jahrhundert*, Band 3, Liestal 2001.

Frei, Paul, *Die zürcherische Volksschulgesetzgebung 1831-1951*. Ein Beitrag zur Geschichte der zürcherischen Volksschule, Zürich 1953.

Fridrich, Anna C., Kurmann, Fridolin, Schnyder, Albert, Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. *Dorf und Herrschaft*, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 4, Liestal 2001.

Fridrich, Anna C., *Glauben* und Leben nach der Reformation, in: Fridrich, Anna C., Kurmann, Fridolin, Schnyder, Albert, Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. *Dorf und Herrschaft*, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 4, Liestal 2001, S. 159-182.

Gauss, Karl, Schulgeschichte der Stadt *Liestal*. Gedenkschrift zur Einweihung des Rotackerschulhauses, Liestal 1918.

Graf, Karl, Heimatkunde von *Buus*. Baselbieter Heimatkunden, Liestal 1972.

Grunder, Hans-Ulrich, Badertscher, Hans (Hg.), Geschichte der *Erziehung* und Schule in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert, Bern 1997.

Hess, Johann Wahrmund, Geschichte des Schulwesens der *Landschaft* Basel bis 1830, in: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Band IV, Heft 2, Basel 1894.

Hopfner, Johanna, Mädchenerziehung und *weibliche Bildung* um 1800. Im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit, Rieden 1990.

Huggel, Samuel, Die *Einschlagsbewegung* in der Basler Landschaft: Gründe und Folgen der wichtigsten agrarischen Neuerungen im Ancien Régime, Liestal 1979.

Hunger, Bettina, Diesseits und *Jenseits*. Die Säkularisierung des Todes im Baselbiet im 19. und 20. Jahrhunderts, Liestal 1995.

Kradolfer, Wilhelm, Ein *Lehrerleben* vor hundert Jahren. Aufzeichnungen des Basler Armenschullehrers Matthias Buser, Basel 1930.

Krieg, Daniel, Ramseyer, Markus, Wiggenhauser, Béatrice, *Pratteln*. Namensbuch der Gemeinden des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 2004.

Locher, Markus, den *Verstand* von unten wirken lassen. Schule im Kanton Basel-land 1830-1863, Liestal 1985.

Manz, Matthias, Die Basler Landschaft in der *Helvetik* (1798-1803). Über die materiellen Ursachen von Revolution und Konterrevolution, Basel 1991.

Märki, Hildegard, Das Prinzip des obligatorischen unentgeltlichen und genügenden Primarunterrichts gemäss Artikel 27 der Schweizerischen *Bundesverfassung*, Zürich 1947.

Martin, Ernst, Johann Heinrich *Pestalozzi* und die alte Landschaft Basel. Zur Wirkungsgeschichte der pestalozzischen Pädagogik, Liestal 1986.

Mattmüller, Hanspeter, Universität und *Volkshochschule* in Basel. Die Volkshochschule der Universität Basel von ihrer Gründung 1919 bis zum zweiten Weltkrieg, in: Volkshochschule und Universität vor dem zweiten Weltkrieg: Bericht der 10. Konferenz des Arbeitskreises zur Aufarbeitung historischer Quellen der Erwachsenenbildung, Bonn 1990.

Meier, Martin, Die *Industrialisierung* im Kanton Basel-Landschaft. Eine Untersuchung zum demographischen und wirtschaftlichen Wandel 1820-1940, Liestal 1997.

Messerli, Alfred, Das *Lesen von Gedrucktem* und das Lesen von Handschriften – zwei verschiedene Kulturtechniken? In: Messerli, Alfred, Chartier, Roger (Hg.), Lesen und Schreiben in Europa 1500 bis 1900. Vergleichende Perspektiven, 2000 Basel, S. 235-246.

Messerli, Alfred, *Lesen und Schreiben* 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz, Tübingen 2002.

Messerli, Alfred, *Passives Lesen*, aktives Schreiben. Neues aus der Leseforschung, und was Historiker daran interessieren kann, in: Dülmen, Richard van, Groebner, Valentin, Habermas, Rebekka et. all., Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag, Heft 3, Wien 2003, S. 296-304.

Messerli, Alfred, *Vom imaginären zum realen Leser*. Zur Bedeutung des Vorlesens im 18. und 19. Jahrhunderts, in: Messerli, Alfred, Chartier, Roger, Scripta volant, verba manent. Schriftkulturen in Europa zwischen 1500 und 1900, Basel 2007, S. 243-272.

Montandon, Jens, Gemeinde und Schule. Determinanten lokaler *Schulwirklichkeit* zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand der bernischen Umfrage von 1806, Bern 2006.

Panchaud, Georges, *Les écoles vaudoises à la fin du régime bernois*, Lausanne 1952.

Pfäffli, Yvonne, Der Zweck von Unterrichtsfächern und *Schulbüchern*. Eine Analyse der deutschsprachigen Primarschulen des Kantons Bern vom Ende des Ancien Régimes bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bern 2007.

Scarpatetti, Beat von (Hg.), *Binningen – die Geschichte*, Binningen 2004.

Schneider, Ernst, Die *bernische Landschule* am Ende des XVIII. Jahrhunderts, Bern 1905.

Schnyder, Albert, Alltag und *Lebensformen* auf der Basler Landschaft um 1700. Vorindustrielle, ländliche Kultur und Gesellschaft aus mikrohistorischer Perspektive – Bretzwil und das obere Waldenburger Amt von 1690 bis 1750, Liestal 1992.

Schnyder, Albert, Das 18. Jahrhundert. *Konsolidierung* und Ende des Ancien Régime, in: Fridrich, Anna C., Kurmann, Fridolin, Schnyder, Albert, Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Dorf und Herrschaft, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 4, Liestal 2001, S. 31-52.

Schnyder, Albert, *Die andere Wirtschaft*, in: Epple, Ruedi, Fridrich, Anna C., Schnyder, Albert, *Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Arbeit und Glaube, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 3*, Liestal 2001, S. 33-58.

Schnyder, Albert, *Herrschaft und Verwaltung im vormodernen Staat*, in: Epple, Ruedi, Fridrich, Anna C., Schnyder, Albert, *Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Arbeit und Glaube, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 3*, Liestal 2001, S. 79-90.

Schnyder, Albert, *Siedlung, Bauen und Verkehr*, in: Epple, Ruedi, Fridrich, Anna C., Schnyder, Albert, *Nah dran, weit weg – Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Arbeit und Glaube, 16. bis 18. Jahrhundert, Band 3*, Liestal 2001, S. 163-186.

Simon, Christian, *Untertanenverhalten und obrigkeitliche Moralpolitik. Studien zum Verhältnis zwischen Stadt und Land im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Basels*, Basel 1981 (BBG 145).

Simon, Christian, *Basel 1789 bis 1795*, in: Simon, Christian (Hg.), *Basler Frieden 1795. Revolution und Krieg in Europa*, Basel 1995, S. 55-77.

Strübin, Eduard, *Kinderleben im alten Baselbiet*, Basel 1998.

Wartburg-Ambühl, Marie-Loise von, *Alphabetisierung und Lektüre. Untersuchung am Beispiel einer ländlichen Region im 17. und 18. Jahrhundert*, Bern 1981.

Wiater, Werner, *Lehrplan und Schulbuch. Reflexionen über zwei Instrumente des Staates zur Steuerung des Bildungswesens*, in: Matthes, Eva, Heinze, Carsten, *Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis*, Bad Heilbrunn 2005, S. 41-63.

Wunder, Beat, *Europäische Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. 1789-1815*, Stuttgart 2001.

Wyss, Beat, *Die Ablösung des Katechismus. Eine Untersuchung zu den Bildungsmedien der Berner Elementarschulen vom Ancien Régime bis zur Regeneration*, Bern 1978.

Zingg, Eduard, *Das Schulwesen auf der Landschaft Basel. Nach den amtlichen Berichten an das Erziehungs-Comité*, Liestal 1898.

Teil VIII: Anhang

1. Kartenverzeichnis

Karte 1: Distrikt Basel	14
Quelle: Bundesamt für Landestopographie, Dufour Map. Kartografie einst und jetzt, Waber 2008.	
Karte 2: Die Basler Landschaft	15
Quelle: Bundesamt für Landestopographie, Dufour Map. Kartografie einst und jetzt, Waber 2008.	
Karte 3: Benken und Biel	16
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	
Karte 4: Binningen	17
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	
Karte 5: Bottmingen	18
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	
Karte 6: Münchenstein	19
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	
Karte 7: Muttenz	20
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	
Karte 8: Pratteln	21
Quelle: Baader Friedrich 1836: Kanton Basel Stadttheil mit den angrenzenden Ortschaften des Grossherzogthums Baden [1:25'000]. Manuskript Bern: Bundesamt für Landestopographie. [Teil-Faksimile Murten 2000].	

2. Tabellenverzeichnis

Tabelle	Seitenzahl
Tabelle 1: Anzahl Schulen mit Prüfung vor dem Heiligen Abendmahl Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	39
Tabelle 2: Sitten, Aufführung und Reinlichkeit in der Schule Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	51
Tabelle 3: Bewertung der Schulkinder im Fleiss Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	52
Tabelle 4: Anzahl Antwortbögen mit oder ohne Erwähnung der Nachtschulen Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	55
Tabelle 5: Schulbesuch; Anzahl vorhandene Kinder zwischen 6 und 14 Jahre alt Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	57
Tabelle 6: Schulbesuch; Vergleich zwischen Knaben und Mädchen Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	58
Tabelle 7: Besuchsrate; Aufteilung nach Prozentangaben Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	59
Tabelle 8: Beurteilung des Schuldauers Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	60
Tabelle 9: Schulbesuch; Abwesenheitsquote der Mädchen und Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	61
Tabelle 10: Schulbesuch; Abwesenheitsquote der Mädchen und Knaben, Zahlen aus der Enquete 1798 Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	61
Tabelle 11: Die verwendeten Bücher und Schriften in der Schule Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	64

Tabelle 12:	Anzahl Nennungen von Büchern und Schriften Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	65
Tabelle 13:	Leseprüfung vor dem Abendmahl Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	68
Tabelle 14:	Beurteilung der Lesefähigkeit Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	69
Tabelle 15:	Verteilung der Leseschülerinnen und -schüler in Leistungsgruppen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	70
Tabelle 16:	Verteilung der Buchstabiererrinnen und Buchstabierer Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	70
Tabelle 17:	Notenschnitt der Buchstabiererrinnen und Buchstabierer Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	71
Tabelle 18:	Buchstabieren; Notenverteilung der Mädchen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	71
Tabelle 19:	Buchstabieren; Notenverteilung der Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	72
Tabelle 20:	Verteilung der Leserinnen und Leser Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	72
Tabelle 21:	Notenschnitt der Leserinnen und Leser Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	73
Tabelle 22:	Lesen; Notenverteilung der Mädchen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	73
Tabelle 23:	Lesen; Notenverteilung der Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	74

Tabelle 24:	Lesen von Handschriften; Anzahl lernende Schülerinnen und Schüler Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	75
Tabelle 25:	Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenschnitt Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	75
Tabelle 26:	Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenverteilung der Mädchen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	76
Tabelle 27:	Lesen von handgeschriebenen Schriften; Notenverteilung der Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	76
Tabelle 28:	Anzahl Gemeinden mit Schreibprüfung vor dem Heiligen Abendmahl Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	79
Tabelle 29:	Anzahl Gemeinden mit Diktatunterricht Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	80
Tabelle 30:	Anzahl Kinder im Schreibunterricht Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	81
Tabelle 31:	Notendurchschnitt im Schreiben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	82
Tabelle 32:	Schreiben; Notenverteilung der Mädchen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	82
Tabelle 33:	Schreiben; Notenverteilung der Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	83
Tabelle 34:	Anzahl Schulen mit Rechenunterricht Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	84
Tabelle 35:	Qualitative Aufteilung der Schulen im Rechenunterricht Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	85

Tabelle 36: Anzahl Kinder im Rechenunterricht Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	86
Tabelle 37: Notenschnitt im Rechnen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	87
Tabelle 38: Rechnen; Notenverteilung der Mädchen Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	87
Tabelle 39: Rechnen; Notenverteilung der Knaben Quelle: StABL, AA 1013, Bd. 24, Schulakten C: 1799 – Examinationsliste.	88
Tabelle 40: Anzahl Gemeinden mit Singunterricht Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	89
Tabelle 41: Qualitative Aufteilung der Gemeinden im Singunterricht Quelle: StABL, AA 1012, 07.01.01: 1798 – Bericht über den Zustand der Landschulen.	89